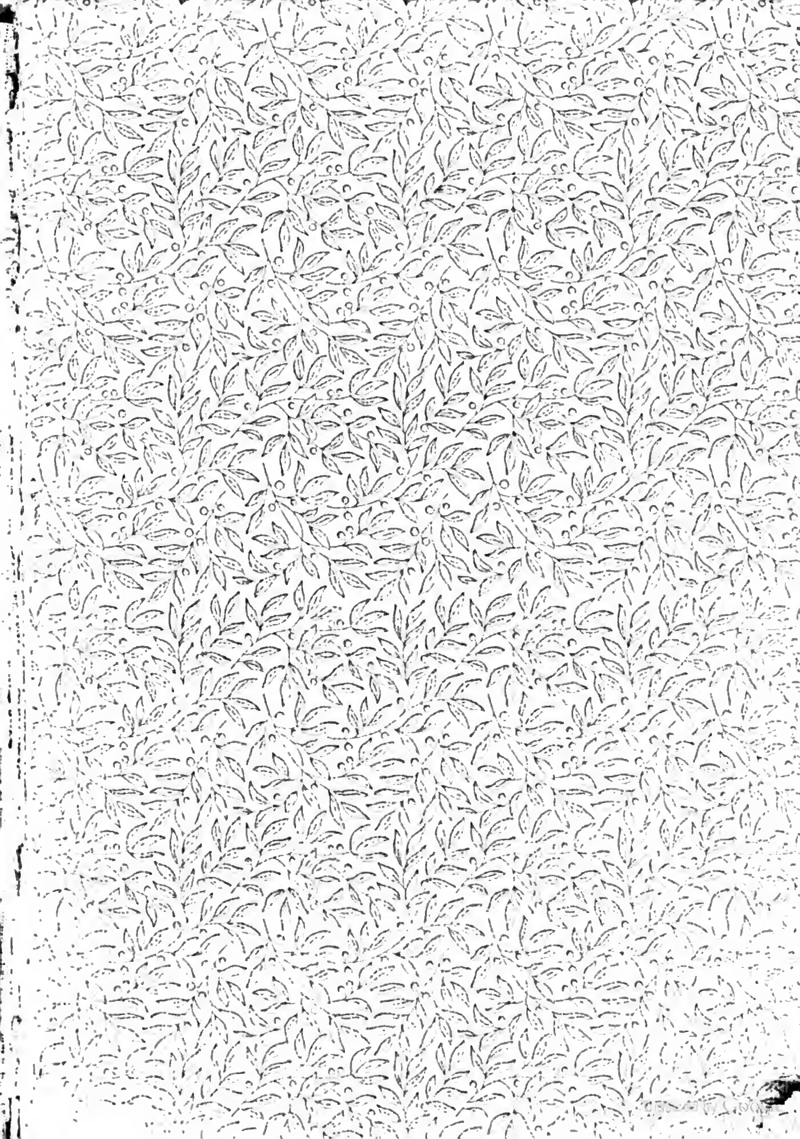


Im grüne wald

Isabella Braun


Dei
Sub Numine
Viget





Im grünen Wald.

Von

Isabella Braun.





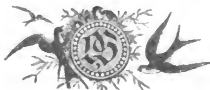
Im grünen Wald.

Bilder aus der Natur

von

Isabella Braun.

Mit Originalzeichnungen von Albert Richter.



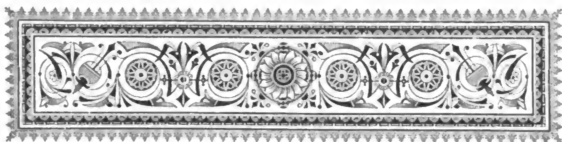
Fünfte, verbesserte Auflage.

Leipzig.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

Inhalt.

Im grünen Wald.





Des Frühlings Erwachen.



Der Lenz hat seinen Boten geschickt! Im hohen Turmneste klappert der Storch den Frühlingsgruß, und Feld, Aue, Wald und Menschen hören ihn mit freudiger Regung. Den Jungen und den Alten klopft das Herz wieder fröhlich, ja der Großvater hinter dem Ofen erhebt sich und geht mit verjüngter Kraft hinaus, den lieben Frühlingsboten zu sehen. Noch hat der Storch nicht ausgeklappert und schon fährt der junge Lenz einher auf lauen Lüftchen vom Sonnenschein gezogen, warm in die starre Erde hineinhauchend. Alsbald wird sie weich, daß die Buben Grübchen bohren und mit ihren bunten Kügelchen das erste Frühlingsspiel treiben können. Nun ist das lang und fest verschlossene Thor der Erde geöffnet und heraus tummeln, gleich Schulkindern nach beendeter Schulzeit, die Gräser, die weißen Gänseblümchen, die blauen Glocken und gelben Himmelsschlüssel. Die Wiese hat einen lieblich grünen Schimmer und von den Höhen herab glänzen die Felder im festlichen Frühlingsschmucke. Aber das ist alles noch nichts, noch gar nichts! Wollt ihr den Frühling so recht in seinem Glanze sehen und wie er täglich ein wunderbares Stück Arbeit schafft, so müßt ihr heraus kommen in den Wald.

In den Wald! Welch Herz jubelt nicht schon bei diesem einzigen Worte? Der Wald ist so etwas Geheimnisvolles und doch so Trautes. In dem Walde herrscht eine ganz andre Welt als auf Wiese und Flur; tausend Tierfamilien haben da ihre Heimat; tausenderlei Gräser, Blumen

und Kräuter führen ihre duftige Wirtschaft; das Moos öffnet seine weiche Herberge und ladet zur Rast, und die stolzen Bäume rauschen und flüstern mit ihren Kindern, dem niederen Gesträuche, erzählen ihre hundertjährigen Erfahrungen, und was sie alles, Trauriges und Schönes, im Walde erlebt haben. Die Quelle murmelt und plätschert so lustig und plaudert mit den Blumen, die sich darin spiegeln, mit den Tieren, die sie im Sonnenbrande erquickt, und wenn erst ein rosiges Kindergesicht hineinschaut oder sich gar hineintaucht, dann wetteifert das klare Wasser an Helle mit dem prächtigsten Spiegel. Am schönsten ist es aber im Walde doch in heißer Sommernacht, wenn die Johanniswürmchen mit tausend und abertausend Lichtern eine zauberhafte Waldbeleuchtung veranstalten und der Mond seinen bleichen Glanz durch die Zweige wirft.

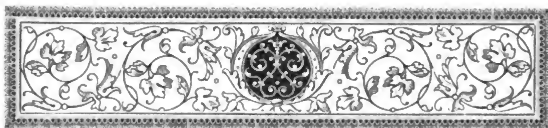
O ja, der Wald mit seinem grünen Gezweige, das er gegen die heiße Sonne ausbreitet, der Wald ist etwas wunderbar Schönes und Geheimnisvolles, und, was das Schönste ist, er zeigt sich so gastlich gegen die Menschen; er nimmt sie so gern auf in seinem Dickicht und das Moos hebt sich gleichsam in die Höhe, wenn es ein Menschenkind nahen sieht. Am liebsten hat er aber doch die braven Kinder; die schaukelt er auf den Zweigen seiner Bäume, deckt ihnen den Tisch mit Erdbeeren und Himbeeren und bietet ihnen allerliebste Sträußlein. Aber wenn die Büchse knallt und die Hunde bellen, dann zittern die Äste, dann fahren die Tiere des Waldes erschrocken zusammen und es folgt manche Trauer unter den Hasen, Rehen, Hirschen und Wildschweinen. Denn die armen Geschöpfe haben auch ein Herz, darinnen treue Mutterliebe klopft. Kommt dann der Jäger oder der Förster, um unter den Bäumen Auslese zu halten, und nach ihnen der Holzknecht, welcher mit scharfer Axt darein haut, daß die Stämme krachen: dann wird es freilich traurig im grünen Walde.

Es kann und darf aber nicht anders sein; das ist Weltordnung. Das Traurige und Freudige muß abwechseln, bis einst der Himmel sich aufthut, wo es keinen Wechsel mehr gibt. Meistens herrscht im Walde doch Heiterkeit, besonders im erwachenden Lenze, den wir zur Winterszeit fast ganz vergessen haben. Noch sind zwar die Kronen der Bäume grau und kahl, die Eichen tragen die alten dürren Blätter; aber

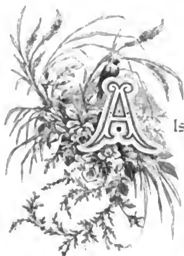
die Fichten, Tannen und Föhren stehen in ihrem grünen Kleide, verjüngt in hellem Grün und die jungen Sträucher treiben bereits Knöſplein. Von einer Stunde zur andern zupft der Frühling daran und der Sonnenſtrahl küßt ſie, daß ſie raſch aufſpringen in lauter Frühlingsluſt. In wenigen Tagen hat der Frühling ſchon Gräſer geſponnen und einen Blumenteppich gewirkt. Er ſteigt von Zweig zu Zweig und lockt und koſt, daß die Knoſpenaugen nach langem Winterſchlafe ſich erſchließen und aufleben in grüner Üppigkeit. Dann ſchwingt er ſich auf die Wipfel und erhebt dort ſein grünes Siegeszeichen, gerade wie der Bauherr, wenn der Dachfirſt aufrecht ſteht. Und nun iſt der Wald ganz grün und jung, ſo viele hundert Jahre er auch ſchon erlebt haben mag. Inzwiſchen ſind zahlloſe kleine und große Tiere aufgewacht und lebensfreudig geworden. Das tiefe Waldesſchweigen iſt vorüber. Alle Lebeweſen plaudern in ihren Sprachen durcheinander, aber keines ſtört das andre. Am ſchönſten klingt freilich die Sprache der Vögel; ſie ſingen ſchöne Liedlein, zur Freude der Menſchen und zur eignen Beluſtigung; und ſo viele auch ſingen, es klingt traut und lieb.

Nun müßt ihr in den Wald heraus kommen, liebe Kinder, und das ſelbſt ſehen und hören. Seid tauſendmal gegrüßt, ihr Buben und Mädchen; nehmt eure Kleider zuſammen, damit ihr nicht an den Zweigen hängen bleibt und die Mutter nicht ſchmollt über euch und den lieben grünen Wald.

Weil ihr aber die Waldesſprache doch noch nicht ganz verſteht und euch nicht in ſein tiefes Dunkel hinein wagen dürft, denn man kann ſich da leicht verirren, und weil ihr auch nicht zur Nacht im Walde ſein könnt, will ich ſelbſt euch nun allerlei vom grünen Walde wenigſtens erzählen. Und nun willkommen, herzliebe Kinder!



Von den Vögelein.



Als der Wald wieder Stück für Stück sein Frühlingskleid anzog, aber noch lange nicht fertig war, flog furchtsam, in eiligen Stößen, von der Quelle und dem Zaune ihm eine Amsel zu. Sie sah recht ehrwürdig aus, wie ein Waldbruder im schwarzen glanzlosen Röcklein. Nur der Schnabel und die Ränder der Augenlider glänzten wie reines Gold.

Je näher sie dem Walde kam, desto mehr wuchs ihr Mut, wie einem Menschen, der lange in der Fremde herumgezogen und sich nun endlich der bekannten Heimat nähert. Wie sie tiefer in den Wald eindrang und den grünen Schimmer gewahrte, wie sie ihr stilles Plätzchen von neuem sah und hier wie dort kleine Insekten erblickte, ließ sie vor Freude ein lautes „zrrr tak, tak, tak!" erschallen und stimmte dann ihren sanft flötenden Gesang an.

Dies hatte hoch auf einer Baumesspitze ihre kleine Anverwandte, die Singdrossel, gehört. Sogleich rief sie ihr lockend zu „ziz, ziz!" breitete die olivenbraunen, mit rostgelbem Unterfutter geschmückten Flügelein aus und stattete sogleich ihren Besuch ab.

„Grüß dich Gott, Waldnachtigall!" flötete die Amsel. „Bist auch wieder da? Nun erzähl' mir, wie ging dir's auf Reisen?"

Die Drossel nickte freundlich und plauderte nun in mannigfach zusammengesetztem Liede von den fernen Ländern, wo sie gewesen; was sie dort Schönes gesehen und gehört hatte, wie sie daselbst aber doch nicht so

geachtet worden als in der Heimat, und wie die buntfiederigen Eingebornen weit mehr Ansehen genossen hätten als sie. Da nun die Sonne eines Morgens mit strahlendem Finger auf die Heimat gezeigt habe, hätte sie sich schnell aufgemacht und sei fortgeflogen Tag und Nacht, bis sie endlich vor einigen Stunden hier eingetroffen sei. Die Drossel schloß ihre Erzählung mit einem melodischen Triller und fragte dann die Amsel nach ihren Erlebnissen während des Winters.

Die Amsel flötete seufzend und begann: „O, Drosselchen, da gäbe es viel zu erzählen. Nicht gut ist es mir gegangen. Als die meisten von euch fort waren, die Blätter sich gelb färbten und endlich gar abfielen; als der Herbstwind durch die Zweige pfiff und sauste und dann die Äste wochenlang mit glänzendem Schnee und Eis überzogen waren; als kein Kerbtierlein und kein Beerchen mehr zu finden war: da ging mir die Not zu Herzen und ich verließ mein liebes Waldversteck, zog hinaus zu den Hecken, an die offenen Quellen und stand so viel Hunger aus, daß ich oft mein letztes Stündlein erwarten mußte. Freilich fand ich häufig Gesellschaft; aber wir konnten einander nicht trösten; es ging keinem besser und wir stießen auf manches erfrorene oder verhungerte Brüderlein. Hier und da fand ich doch eine Wacholderbeere und begnügte mich auch mit Weißdornbeeren, denn die Not macht genügsam. Barmherzige Kinder guter Menschen warfen mir einmal ihre roten Vogelbeeren hin, welche sie im Herbste zu Spiel und Halsschmuck gesammelt hatten; aber lockende Buben strebten mir auch nicht selten nach und versprachen mir schmeichelnd, ich sollte gute Kost und ein nettes Häuslein bekommen, wenn ich mich fangen ließe. Doch ich wollte lieber in der Freiheit Hungers sterben, als in der Gefangenschaft ein üppiges Wohlleben führen. Ich dachte: vielleicht erlebe ich doch den Frühling und nach überstandener Not denkt man nicht mehr daran. Dann kann ich wieder in den Wald fliegen und werde meine lieben Freunde wiedersehen und mit ihnen frohlocken nach Herzenslust."

Als die beiden so miteinander singend plauderten, fielen linde Regentropfen vom Himmel; die Vögel suchten ein schützendes Dach und schwiegen. Dies dauerte einige Stunden; dann aber kam die Nacht und sie schliefen ein.

Wie sie erwachten und die Sonne grüßend durch die Zweige brach, waren tausend Knospen aufgegangen, es duftete balsamisch und glitzernd hingen die Regentropfen an den Blättern. Da ließen die beiden voll Entzücken ihre schönsten Lieder ertönen und aus weiter Ferne antwortete ihnen der Kuckuck. Doch noch andre Gäste waren über Nacht angekommen. Unter vielen zierlichen Verbeugungen hüpfte ein munteres, unruhiges Vögelein heran, sah sich neugierig um, und als es eine Regenpfütze gewahrte, badete es sich gemütlich und behaglich, daß seine olivenbraunen Flügel sauber glänzten. Dann hüpfte es eitel daher und stolzierte mit seinem roten Kehlchen gar wacker, indem es ein lautes „zick, zick!" ausstieß.

„Bist auch da, Rotkehlchen?" sangen die beiden. Sogleich stimmte es ein und mischte sich in ihre Gesellschaft. Doch es that nicht lange gut mit dem eitlen Burschen; er wollte immer recht haben, zankte und widersprach und versuchte sogar einen Angriff. Da flog die Drossel auf den höchsten Baumgipfel und spottete des Zänkers, der sich im niederen Gebüsch herumtrieb.

Wie es nun so lebhaft im grünen Walde wurde, kam der Gesellschaft immer mehr und mehr. Die Kohlmeise schimmerte durch die Zweige in mannigfaltigem Farbenschmucke. Der Oberrücken war mit grünen Federchen angethan, Scheitel und Kopf glänzten in prächtigem Schwarz, Wangen und Schläfe aber blütenweiß. Der Unterleib leuchtete wie eitel Gold und war mit schwarzen Streifen gerändert. Das war ein willkommener Geselle, denn er wußte schöne Lieder und wurde nicht müde, sie vorzutragen. Dann aber rief er sein „pink!" und erzählte allerlei listige Streiche und Großthaten, wie er sich im Winter pfiffig durchgeschlagen, und wie ihm kein übergebliebenes Samenkorn entgangen sei. Sogleich zeigte das Kohlmeislein seinen Kunstgriff — erfaßte ein Körnchen, trug es im Schnabel fort, flog auf einen dünnen Zweig, nahm es zwischen die Beine, hämmerte es geschickt entzwei und schluckte es begierig in kleinen Stücken hinab. Dabei machte es so lüsterne Augen, daß sich die Insekten scheu verkrochen.

Jetzt stand der Wald völlig geschmückt von Kopf bis zu Fuß und alle ausgewanderten Vögel waren wieder eingetroffen. Lieblich erklang der

Finkenschlag. Ob dicht nebeneinander die Bäume standen, das grüne Laub im leichten Zephyr schwankte oder die düsteren Nadeln der Fichte herabhingen: überall verkündete der bläulich schimmernde Fink seine Anwesenheit. Wieder, wie jedes Jahr von neuem, hält er seine Musikprobe, bis er endlich seine vier Melodien kann und auch die letzten Silben noch deutlich klingen; denn er will kein Stümper geheißen werden. Wie nun alles so in herkömmlicher Ordnung beisammen war, da fühlten die kleinen Tiere, daß es nicht ihr einziger Beruf sei, zu singen und sich auf Zweigen zu wiegen; es müsse nun ernstlich an die Arbeit gehen. Sie schickten sich an, eine große Beratung zu halten, wie das geschehen solle und wohin sie sich zu verteilen hätten. Nun wurde für die Versammlung ein Leiter gewählt und der Rabe als weiser Sprecher, der alle an Alter und Lebenserfahrung übertraf, auserlesen. Der ließ es sich nicht zweimal sagen und rief die Saatkrähe und die Elster als Räte an seine Seite; sie sahen in ihren schwarzen Fräcken stattlich genug aus. Des Raben blaues Auge blitzte verständig und klug, als er seine Ansprache begann:

„Meine Lieben und Getreuen! Der Frühling hat uns alle wieder in der Heimat vereinigt und wir haben uns bereits unsre Abenteuer erzählt. Nun aber meint ihr etwa, es gehe immer so fort in Sang und Tanz? Nichts da, lustige Bürschlein! ihr müßt auch arbeiten, euer Vaterland beschützen und säubern von Feinden; ihr müßt Nester bauen, damit das kommende Geschlecht gedeihe und heranblühe. Damit aber alles lustig und in Freude geschieht, soll es an Sang und Tanz auch nicht fehlen.

„Vor allem fordere ich euch auf, gemeinsam zu wirken, damit etwas Rechtes geschieht. Des Waldes Feinde sind vor allen die Raupen und die verschiedenen Arten Kerbtiere. Besonders zieht gegen den verderblichen Borkenkäfer aus; die Engerlinge und Maikäfer und auch die Mäuse sind nichtsnutzige Gesellen. Merkt euch das und frisch drauf los! Dann aber lebt auch hübsch in Frieden miteinander und hütet euch vor dem Uhu; das ist ein schlechter Geselle, dem mögt ihr Schabernack nach Herzenslust aufspielen." Bei diesen Worten des Raben ging ein leises Kichern durch den Wald; denn alle wußten gar wohl, daß die beiden miteinander in persönlicher Feindschaft lebten. Der Rabe aber fuhr fort:

„Auch vor bösen Buben mögt ihr euch in acht nehmen; das sind oft recht boshafte, listige Schlingel; die schleichen daher, lauern, wo ihr eure Nester habt, nehmen die Eier weg und stehlen die Jungen. Vor den Jägern braucht sich jedoch nicht zu fürchten, wer ein gutes Gewissen hat; die thun euch trotz des langen Flintenrohrs nichts zuleide; die haben euch gern und pfeifen wohl auch ein lustiges Stücklein mit euch. Und nun will ich den Aufruf ergehen lassen, um jedem von euch die Arbeit und das Revier anzuweisen.

„Kuckuck! wo steckst du denn? Komm, laß dich doch einmal sehen mit deinem Weibchen!"

Augenblicklich schallte es durch den Wald oftmals hintereinander: „Kuckuck, kuckuck!" und dazwischen tönte des Weibchens kicherndes Geschrei. Die beiden flogen von einem Baum zum andern, bis sie endlich am Sammelplatze angelangt waren. Nun erschienen zwei Vögel in Größe von kleinen Turteltauben, und setzten sich auf einen Baumgipfel. Zwei feuergelbe Augensterne leuchteten durch die Blätter; dann erschien der graue Rücken, der schwarz getupfte Schwanz und das schwarz und weiße Brusttüchlein; die Beine aber staken in zierlich gelben Stiefelein.

Jetzt fuhr der Rabe wieder fort: „Es ist wohl bekannt, daß ihr fleißig seid und am liebsten eure Arbeit allein vollbringt; darum sollt ihr auch das einzige Paar sein in unserm Revier. Und nun gleich fort auf die Raupenjagd! Freßt sie alle miteinander und sollte dabei euer Magen auch mit Haaren ausgepolstert werden. Wenn ein armer Handwerksbursche durch den Wald geht und seine Pfennige und Nickel zählt, dann ruft ihm lustig zu, damit er Hoffnung fasse, daß sein kleiner Schatz sich vermehre. Aber weil ihr so nützlich seid, muß schon etwas für eure Nachkommen gethan werden; ihr ließt sie ja alle ohne Gnade und Barmherzigkeit umkommen. Man muß also wohl euretwegen im Walde ein Findelhaus anlegen."

Sogleich drehte der Rabe den Hals nach dem Waldsaume und rief mit lauter Stimme die Bachstelze herbei. Da trippelte durchs niedere Gebüsch ein grau und schwarz gekleidetes, munteres Vögelchen einher und stellte sich horchend vor den Redner.


Alb. Richter.
Aug. Müller X.A.

„Bist du da, kleine Bachstelze?" — sagte herablassend der Rabe. „Unter deine Obhut stelle ich das Findelhaus des Waldes. Wenn der saubere Kuckuck dir seine Eier ins Nest legt, so pflege die armen Dingerchen, welche nicht Vater- und Mutterliebe kennen, mit Erbarmen und Treue, gleich deinen eignen Kindern." Die Bachstelze hörte gerührt zu, verneigte sich und trippelte gedankenvoll weiter, denn auch lustige Herzen können bisweilen ernst und wehmütig sein.

„Jetzt herbei, meine lieben Holzhauerchen und Waldzimmerer, ihr Spechtlein alle!" rief der Rabe; und sogleich hüpften und flogen kleine pathetische, komische Vögel einher, der Schwarzspecht mit seinem karminroten Kopfe und erhob sein klirrendes „kir, kir, kir!" der Grünspecht mit rotem Schädel, grünem Rücken und geränderten Flügeln und rief „glück! glück! glück!" der Grauspecht mit grauem Häubchen und einer schimmernden Rückendecke, die vom lieblichsten Grün bis ins Gelb sich schattierte, und schrie in langgezogenem Tone „klikliklikluklu!" endlich der Buntspecht mit farbigen Ordensbändern.

Der Rabe krächzte nun seinen Befehl:

„So, jetzt macht euch flink an die Arbeit und säubert die Bäume; für was habt ihr sonst den meißelscharfen Schnabel? Als Tagelohn mögt ihr euch's dabei schmecken lassen!"

Sogleich ging es nun an die Arbeit; durch den Wald in nah und fern ertönte ein lautes Hämmern und Klopfen. Hurtig flog der Specht gegen den Baumstamm, wanderte fortwährend pochend an demselben hinan, um zu erforschen, ob da drinnen verborgen etwa eine Holzmade sitze, bis er endlich eine hohle, von Insekten angefressene Stelle fand. Dann stemmte er gar fest die steifen Schwanzfedern an und hämmerte mit kräftiger Nackenbewegung unermüdlich drauf los. Jetzt hat er einen Fund gemacht und schnellt seine mit einem Widerhäkchen versehene Zunge in das Bohrloch, um den Käfer anzustechen. Am Fuße des Stammes liegen die abgehackten Holzspäne und verkünden den fleißigen Arbeiter.

Inzwischen sangen die andern Vögel ihre Lieder, bauten an ihren Nestern, hüpften und tanzten von Zweig zu Zweig, badeten sich in einer Quelle und waren allesamt guter Dinge.

Das schien dem Herrn Raben wohl zu gefallen, und er rief nun das ganze Sängerchor mit Namen: den Finken, die Meise, das Schwarzkehlchen, die Drossel, den Zeisig und wie sie alle heißen, die lieben Waldessänger. Sie hielten ein in ihrem Sang und der Rabe begann:

„So, ihr lieben Musikanten! nur laut und wacker gesungen; da geht die Arbeit noch so frisch von statten. Aber vergeßt dabei die Arbeit nicht ganz, das kann man gar wohl vereinen. Wem Gott ein Talent gegeben hat, der muß es ausbilden und nützen; ich kann reden, drum red' ich; ihr könnt singen; drum singt von morgens bis abends."

Als der Rabe so erbaulich sprach, schwebte im blauen Äther hoch über den Baumwipfeln eine Lerche und trillerte wunderbar schön, immer reiner und zarter, je näher sie dem Himmel kam. Endlich ließ sie sich wieder nieder und sang ihr schönstes Lied. Sie mochte wohl beweisen, daß auch die Vögel auf Feld und Wiese es können, nicht allein die im Walde. Nach einer Weile hüpfte vom Waldessaume ein rostbrauner Zaunkönig herbei und trug sein Schwänzchen hoch wie ein Hahn. Dann stimmte er ein lautes Lied an, gleich dem Sange des Kanarienvogels, und breitete dabei das Schwänzchen fächerförmig aus. Ihm folgte ein bunter Gimpel und that sehr eitel. Sogleich schrie der Rabe:

„Ja, was wollt denn ihr da und besonders du, Herr Gimpel? Kommt ihr etwa auf Besuch?"

Der Gimpel ließ statt aller Antwort ein Lied ertönen, und als das eine fertig war, begann er sogleich ein andres, dann wieder ein neues und noch eines. Alle Vögel horchten erstaunt, und der Rabe fragte:

„Wo hast du denn die schönen Stücklein gelernt? Dein Gesang war ja noch im vorigen Jahre ganz erbärmlich; und wo hast du denn gesteckt, daß man dich so lange nicht gesehen hat? Liebst ja doch die lustige Gesellschaft?"

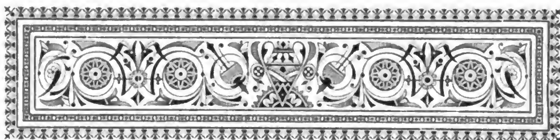
Der Gimpel stieß ein freundliches „Dui!" aus und antwortete dann: „Müßt wissen, Herr Rabe, ich war ein ganzes Jahr lang in Gefangenschaft. Da haben sie mir den Kopf toll und voll georgelt, daß ich mir anfangs gar nichts merken konnte. Nun verdrehten sie im Schimpf meinen Namen und nannten mich Simpel. Das hat mich geärgert; ich horchte

und horchte, bis ich alle vorgeorgelten Stücklein auswendig konnte. Dann aber bin ich eines Tages entwischt und hergeflogen, euch Unterricht zu geben, wie man in der Stadt singt."

Da ging ein leises Kichern durch den Wald und auf einem Baumgipfel machte die muntere Spottdrossel seine Stücklein alle nach.

Dieser Scherz beendete die Vogelversammlung ganz heiter. Jedes begab sich in sein Revier, die einen, wo die Erlen stehen, die andern flogen zu Eichen und Buchen und wieder andre durchschimmerten mit ihrem Gefieder die dunklen Tannenzweige. Der Herr Präsident aber flog herum, wo es ihm gefiel, war bald in Feld und Wiese, bald im Walde zu sehen und setzte sich sogar auf hohe Dachgiebel. Überall machte er sich wichtig, kundschaftete die Geheimnisse aus, stahl nebenbei goldene Kostbarkeiten, fraß zur Sühnung seiner Schuld die Engerlinge und lag in beständigem Kampfe mit der Eule und dem Uhu. Er bildete sich nicht wenig darauf ein, so gute Lehren gegeben zu haben; die Vögel aber folgten nicht seinen Reden, sondern vielmehr dem Triebe, welchen der Schöpfer ihnen verliehen hatte.





Forsthaus und Förstersfamilie.



Bergab und bergauf zerstreut, von Gärten umschlossen, liegen die Häuser von Kemnatshofen, echte Dorfhäuser, weiß getüncht mit grünen Läden, im Hofe der immer murmelnde Röhrbrunnen und zwischen den Obstbäumen auf hoher Stange ein Starenhäuslein. Das Dorf mit Kirche, Schule, Krämerladen und Bäckerei, mit Wirtschaft und Sägemühle, Schmiede und was zum täglichen Gebrauche gehört, nimmt einen ziemlich großen Raum ein und erstreckt sich nach allen vier Seiten bis zum Waldessaume. Zunächst dem Walde, alle Giebel stattlich überragend, steht das Forsthaus, und wie die Wirtschaft sich durch den an einer langen Stange heraushängenden Stern kennzeichnet, so die Försterei durch das mächtige Hirschgeweih oberhalb der Hausthür; aber es fehlen auch nicht andre Merkmale, an denen es gleich erkannt wird.

Neben dem Hause rechts erheben sich große Holzstöße, enggeschichtet unter der Leitung des Rottmeisters, der im Walde den Holzhauern vorsteht. Im Hofe auf der Rückseite picken die Hühner und der Gockel sitzt auf dem Zaune des Gartens, welcher die schönsten und mannigfachsten Blumenarten, samt Johannis- und Stachelbeersträucher, nebst einer von Holunder, Jasmin und wilden Rosen umrankten Laube umschließt. Herr Robert Moosmeyer, der Förster, versteht sich gründlich auf solche Dinge und ist deshalb sein eigner Gärtner; dabei folgt ihm auf Schritt

und Tritt sein treuer Hund, der schwarze, krummbeinige Waldl, als ob's ohne ihn nicht ginge und er überall dabei sein müßte, wo sein Herr geht und steht.

Doch es gibt noch andre Gehilfen, außer dem Forstgehilfen Herrn Peter Busch noch zwei wackere Buben von zwölf und zehn Jahren: Hubert und Robert; sodann die vierzehnjährige Marie, die Frau Försterin selbst und ihre Schwester, Tante Sales. — Da hätten wir die ganze Försterei beisammen, wenn nicht ein Familienglied, die gleichfalls schwarze Miez, ungenannt geblieben wäre.

„Hubert, schau einmal durchs Dachfenster nach dem Vater aus; er kommt von der Anpflanzung nächst der Hammerschmiede; dort hat er wieder einmal das Mittagsläuten überhört, und es gibt heute doch Sauerkraut und Leberknödel!"

Beinahe klang bei diesen Worten die Stimme der Frau Försterin etwas rauher als gewöhnlich, denn sie hielt ebensoviel auf ihre Knödel als der Förster auf seine Pflanzung. Die beiden Buben rannten spornstreichs die Treppe hinauf, als vor der Hausthür Waldls Gebell die Ankommenden meldete und die Knaben wieder in die Wohnstube trieb. Der Vater trat eben herein, nickte schweigend zum Gruße, hing das Gewehr an den Nagel, daneben den grünen Filzhut und entledigte sich der bestaubten, weit über die Kniee heraufreichenden Stiefel, welche Sales sogleich entfernte, während Marie die Hausschuhe herbeitrug.

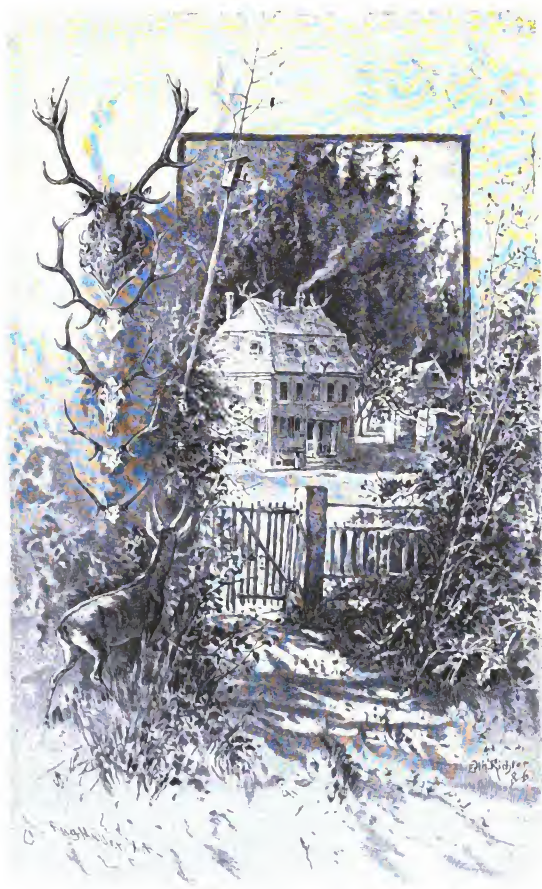
Bald saß die ganze Familie um den Tisch. So redselig auch sonst die Kinder waren — Leberknödel und Sauerkraut stopften ihnen heute den Mund bis auf ein wiederholtes „Bitte!" Während der Mahlzeit hatten sich noch zwei ungeladene Gäste eingefunden: auf der Stuhllehne des Försters stand die Katze, ihre Vorderpfoten neben den Teller postierend, und allsogleich kam auch Waldl zu den Füßen seines Herrn. Kaum hatte seine schwarze Feindin das erste Bröcklein erhalten, erhob er seinen Kopf und stieß ein eifersüchtiges Gebell aus.

Der Förster richtete sich gegen den Erbosten und sprach mit verweisendem Tone: „Ja, was wär' das? Willst du augenblicklich trapp trapp machen?"

Waldl senkte den Kopf und trappte wirklich zu seinem Teppich im Ofenwinkelchen. Die Försterin schaute dem alten Burschen fast mitleidig nach und legte einen abgenagten Knochen neben den Teller ihres Mannes. Der wandte nun den Kopf und sagte freundlich: „Waldl!“ — Eifrig folgte dieser dem Rufe, und wie er nun mit emporgerichtetem Kopfe vor seinem Herrn saß und wieder erwartungsvoll bellte, sagte der Förster: „Ja, ja, ich weiß schon, der Waldl hat ein besseres Recht als die Miez, denn er war fleißig, während sie neben dem Ofen lag. Aber vergiß nicht, erst kommen, wenn man dich ruft. So, nun verzehre deinen Knochen! trapp, trapp!“

Waldl hätte zwar vor Freude über die freundliche Rede seines Herrn gebellt, aber der Mund war ihm gestopft, und so trug er den Knochen schweigend in seinen Winkel. Kaum hatte er den Knochen verzehrt, als er lauernd nach der Katze sah, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht Sales die Thür geöffnet und gerufen: „Waldl, Miez — kommt zum Essen! 's ist angerichtet!“ — Nun schwand jede Eifersucht und beide eilten in die Küche, wo sie aus zwei verschiedenen Schüsseln ihr Mahl einnahmen.

Der Förster mußte von der heutigen Morgenarbeit sehr ermüdet sein, denn kaum war das Essen abgetragen, als er sich zur Ruhe auf das Sofa warf. Die Knaben verstanden den mütterlichen Wink und schlichen auf den Zehen aus der Stube; dann aber ging's eilig den Korridor entlang, wo am Ende neben dem Fenster sich des Vaters Drehbank, vollbelegt mit Rehbockgewichteln, befindet, teils schon auf runde Scheiben genagelt, teils hierzu hergerichtet, um damit die Stuben und den Hausgang zu zieren. Letzterer prangte bereits in diesem reichen Weidmannsschmucke. Inmitten der einen Wand breitete sich das stattliche Geweih eines Sechzehnenders aus, ihm gegenüber auf der andern erhob sich das eines Damhirsches, umgeben von ganzen Reihen kleinerer Geweih: vom Haupt der Rehböcke in den mannigfachsten Abwechselungen der Form und Stärke. Dazwischen hingen auch Abbildungen merkwürdiger Hirsche, unter welchen zu lesen war, wer sie erlegt hatte.



Der kleine Robert betrachtete diese Geweihe als Spielzeug und Aufhänger für seine Schultasche, während Hubert mit erwachendem Jägerstolze darauf blickte. Seitdem er die Lateinschule besuchte, war in ihm das Verlangen erwacht, alles gründlich zu wissen, und er ließ sich in diesen Osterferien vom Vater über manches belehren, was er bisher nur gedankenlos angeschaut hatte. Wie schade, daß die freie Zeit sich zum Ende neigte. Er wollte ja ein Jäger werden und wäre am liebsten gleich beim Vater in die Schule gegangen. Deshalb beneidete er seinen Bruder ums Daheimsein und sagte:

„Wenn ich du wäre, ich ginge nicht mehr aus dem Walde heraus, bis ich dem Rehbock aufgelauert hätte, wie er jetzt zwischen den jungen Bäumen streicht mit dem von neuem wachsenden Geweih."

Robert sah ihn erstaunt an und lachte. Dann erwiderte er: „Wachsen? warum nicht gar! 's ist ja von Horn!"

Nun geriet Hubert in Eifer und rief: „Schämst dich nicht, ein Forstmannsbub' zu sein, und so dumm zu reden!" — In seinem Eifer vergaß er gänzlich, wie wenig er sich früher selbst darum gekümmert hatte. Doch vielleicht erinnerte er sich dessen, denn er fuhr in freundlich belehrendem Tone fort:

„Merk' auf, ich will dir's erklären. — Im nämlichen Jahre, in dem der Rehbock zur Welt kommt, wächst ihm schon ein drei Zoll langes, dünnes, scharf zugespitztes Gehörn. In den ersten Jahren ist's noch nicht schön, erst später setzt es rauhe Knoten an. Zuerst hat's einen samtartigen Überzug, aber im März und April fegt der Rehbock diesen an den jungen Bäumen ab, was freilich den jungen Pflanzen etwas schadet. Je älter die Böcke werden, desto größer, stärker und rauher wird auch ihr Gehörn — du kannst da sehen, wie verschieden sie sind."

Robert hatte dem Bruder aufmerksam zugehört und sagte: „Das wird gerade sein, wie bei meinen Fingernägeln; die wachsen auch und sind doch keine Pflanze."

Hubert erwiderte: „Aber der Rehbock und Hirsch werfen ihr Geweih ganz ab, und doch wächst es in drei Monaten höher als zuvor."

Robert machte ein etwas ungläubiges Gesicht, worauf Hubert sagte: „Frag' nur den Vater. Er hat mir's selbst erzählt und genau auseinander gesetzt.“ Nun rief Robert voll Lerneifer: „Erzähl' mir's auch! ich will's auch wissen und ein Förster werden.“

Der ältere Bruder war froh, seine Weisheit anzubringen; er nahm die Miene eines Professors an, indem er nun sprach:

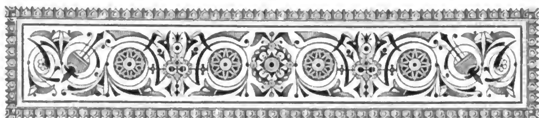
„Zuerst bekommt das männliche Kalb — so heißt man den Hirsch nach seiner Geburt — schon im siebenten Monat zwei kleine Erhöhungen auf der Stirn. Im zweiten Lebensjahre schießen daraus zwei gerade, spitze Hörner hervor. Anfangs April, kurz vor Ablauf des zweiten Lebensjahres, fallen sie an der Wurzel ab. Im Laufe des Sommers wächst ein andres Gehörn empor und ganz zu unterst entstehen die abwärts gebogenen Augensprossen. Nun ist's ein Gabelhirsch oder Gabler. — Im nächsten Jahre geht's ganz von vorn an und ein weiteres Ende setzt sich an das Gehörn; dann heißt's ein Sechserhirsch. Im folgenden Jahre wird jedes Horn „Stange“ geheißen und das ganze Gehörn „Geweih“. Mit jedem Jahre nimmt es an Enden zu und sein oberer Teil wird, wenn es vier Enden hat, „Krone“ genannt; bisweilen wächst sogar ein andrer Hauptast mit Enden hervor. Hat er zehn Enden angesetzt, nennt man den Kronenhirsch einen „jagdbaren Hirsch“. Wenn die Weide recht gut ist, setzt er im folgenden Jahre bisweilen mehr als zwei Enden an. Hat eine Stange mehr Enden als die andre, so wird beim Abzählen immer der mehrendige Teil als gerade Hälfte gerechnet, z. B. wenn eine Stange sechs und die andre sieben Enden besitzt, sagt man „es ist ein ungerader Vierzehnender“.

„Ende Februar wirft der Hirsch sein Geweih ab und schon nach zwei Tagen fängt das neue zu wachsen an. Zuerst ist es mit dickem Bast bedeckt und noch weich, dann hütet sich der Hirsch vor dichtem Wald, damit er es nicht beschädige. Nach zwölf Wochen ist das Geweih hart geworden und vom St. Johannistage an „fegt“ er an den jungen Stämmen den Bast herunter; oft hängt dieser in Fetzen am Geweih herab. Zuerst ist das Horn weiß, dann wird es dunkelbraun, nur die Spitzen bleiben immer

heller. Der Vater hat mir erzählt, daß die Stangen in jedem neuen Jahre die vorige Gestalt annehmen, so verschieden auch ein Geweih vom andern ist, und daß man ihn daran erkennt; denn du mußt wissen, der Förster kennt alle Tiere im Walde und gibt ihnen sogar Namen, z. B. „der Hinkende" — „der Krumme" — weil ersterer einmal angeschossen war und letzterer ein stark gebogenes Geweih hat."

Hubert bemerkte in seinem Eifer nicht, daß der Vater unter der Thüre stand und ihm wohlgefällig lächelnd zuhörte. Aber Waldl sprang nun sogleich aus der Küche auf seinen Herrn zu, wedelte und bellte laut vor Freude. Da neigte sich der Förster zu ihm und sagte: „Ja, ja, mein Waldl ist wacker und bieder. Darum darf er mich heute begleiten und zur Belohnung, daß der eine solch guten Unterricht erteilt und der andre so aufmerksam zuhorcht, könnt ihr zwei Buben gleichfalls mitgehen. Gelt, Waldl?" Dieser bellte als Zustimmung oftmals.





Ein Gang in den Fichtenwald.



Der Förster machte sich zum Ausgehen bereit und hing die Flinte über den Rücken, denn ohne diese verließ er so wenig das Haus, wie ein andrer ohne den gewohnten Spazierstock die Wanderung antritt. Sein Gefolge war ebenso schnell marschfertig, und Waldl nahm mit lautem Freudengebell Abschied von den Zurückbleibenden. Während der Förster mit den Knaben dahinschritt, wollte Robert in der angeregten Lernbegierde allerlei wissen und bestürmte den Vater mit Fragen über den Hirsch, die Hirschkuh, das Reh und den Rehbock. Aber es gab keine Zeit zum Antworten, solange sie durch den Ort wanderten. Erst stellte sich ihnen ein Weib in den Weg und bat, Reisig und Streu sammeln zu dürfen. Der Förster aber entgegnete: „Hab' ich's nicht schon oft gesagt — bringt ein Armutszeugnis, eher kann ich keine Erlaubnis geben." — Dann klopfte ein Bauer ans Fenster, um mit dem Förster über Hopfenstangen zu reden — ein andrer kam herbei und wollte Fichtenpflanzen haben. Jedem bedeutete er, in die Forstkanzlei zu kommen, und so gelangten sie endlich aufs Feld, wo nichts zu sehen war als Horizont, das umgeackerte oder grün sprossende Land und der endlose dunkle Wald. Aber in den Lüften sangen die Lerchen so wunderlieb, daß der Förster seinem fragenden Sohne Schweigen gebot, indem er sagte: „Zum Plaudern habe ich euch nicht mitgenommen, das ist gut genug für den Abend in der Stube. Hier gibt's was zu sehen. — Schau, schau — ist ein junger Fuchs herübergeschlichen" — dabei deutete er, für jedes andre Auge fast unsichtbar, auf Wegspuren.

Nun gelangten sie auf einen engen Pfad, wo einer hinter dem andern ging. Ihnen entgegen kam die Botenbärbel und rief dem voranschreitenden Robert, dessen Rücken des Vaters Jagdflintenlauf berührte, entsetzt zu: „Aber um Gotteswillen, Bub', wie magst vor dem Flintenlauf hergehen? Wenn dich's Gewehr am End' gar für einen Hasen ansieht — dann behüt' dich Gott für alle Ewigkeit!" Dabei warf sie zornig vorwurfsvolle Blicke auf den Förster.

Aber der Försterbub' lachte nur und ging keinen Schritt aus dem Wege, während sein Vater den Lauf gegen die zur Seite springende Bärbel wandte. Robert sagte beschwichtigend: „So seid doch nicht so dumm, Bärbel! Wie kann's Gewehr losgehen, wenn es gar nicht geladen ist?"

Ungläubig blieb das Weib stehen und entgegnete: „Das mach' einem andern weis! Dafür sind schon die Wildschützen gut, daß der Förster nicht ohne geladenes Gewehr in den Wald geht! für was hätt' er's sonst immer bei sich?"

Nun lachte der Förster hell auf und rief: „Kannst's ihnen kecklich sagen, Bärbel! Mein' fast, du kennst einen davon! Für wen hättest denn sonst neulich in der Stadt das Pulver eingekauft, als für den braunen Sepp, he?"

Die Bärbel wurde rot und erwiderte mürrisch: „Ich bin die Botin und bring' jedem, was er mir anbefiehlt! — Aber mit der ungeladenen Flint' laß ich mir nichts aufbinden."

Der Förster war heut' absonderlich guter Laune, weil ihn das belauschte Gespräch der Knaben erfreut hatte, und sagte also: „Geladen ist's nicht, aber im Handumdrehen ist's geschehen; fürcht' dich nicht, Bärbel, und schau her."

Bei diesen Worten knickte er vor des Weibes neugierigen Blicken oberhalb des Kolbens den Lauf ab, hielt ihn wie ein Perspektiv vor ihre Augen und ließ sie durch die beiden leeren Läufe blicken. — Ja, da war freilich nichts zu sehen als die Luft. Der Förster murmelte zwischen seinem dicken blonden Schnauzbart: „Um solch neumodischen Hinterlader ist's was Prächtiges. Nun paß auf, wie schnell es geladen

wird.“ — Er zog aus seiner Westentasche einen Gegenstand in Form einer Nadelbüchse — aber fingerlang und daumendick — schob es in den genau passenden Gewehrlauf und setzte den Kolben wieder an die beiden Läufe. Dann rief er: „Nun soll einer herkommen!“ und legte als stumme Fortsetzung der Rede an. „Um Gotteswillen, Herr Förster!“ rief die Bärbel, und sogleich senkte er wieder die Waffe und nahm den Schuß heraus — die Ladung in seine Westentasche steckend. Dann nickte er zum Abschied der Bärbel und sagte: „Schönen Gruß an deinen Sepp; er soll nach Schopfenheim in die Ziegelei gehen; dort fehlt's an Arbeitern; es kommt was Besseres dabei heraus als beim Wildern, und es wäre jammerschade um den kecken Burschen, wenn ich auf ihn anlegen müßte.“

Nach diesen Worten schritt der Förster mit seinen Knaben dem Walde zu — und sie wußten, daß sie ihn nicht mehr in seinen Beobachtungen stören durften. Bald blieb er vor der neuen Pflanzung junger Fichtenstämme, welche herrlich gediehen, stehen und sagte: „Erleb's zwar nicht mehr, daß diese Schonung ein Wald wird; aber es freut mich, wenn ich denke, daß ich ihn gepflanzt habe. Wenn ihr in etwa dreißig Jahren daher kommt, kann er sich schon sehen lassen. Anfangs geht's freilich langsam, nach sechs, acht Jahren jedoch schnell!“

Nach einer kurzen Pause sagte der Vater: „Will euch ein Rätsel aufgeben, was ist das: — Ich bin, um was ich bitte!“

Huberts Augen hafteten an des Vaters Blicken, welche so wohlgefällig auf der Pflanzung weilten, und es ging ihm sogleich ein Licht auf. Er rief: „Das ist nichts andres als die Schonung da!“

„Recht geraten! Aber an Ort und Stelle ist's freilich leicht genug“, sagte der Förster.

Nun hatten sie einen Fichtenwald, untermischt mit Föhren, vor sich, dessen östlichen Rand auch Birken-, Hasel- und Brombeersträucher umsäumten. Der Frühling waltete bereits mit seinem lieblichen Zauber, trieb aus dem dunklen Geäste neue, grüne Spitzen, während das helle Grün der Birkenblätter an den herabhängenden Zweigen und der silberblinkende Stamm malerisch davon abstachen. Mancher graubraune Fichtenstamm zeigte große Lichtflecken und zitternder Schatten bewegte sich an der rötlichen

Rinde der Kiefer. — Die Knaben konnten es kaum erwarten, in den Wald einzudringen. Robert sagte: „Die Mutter hat heute die Blumenvasen aus dem Schrank genommen, nun müssen wir zwei große Sträuße heimbringen.“ Darauf entgegnete der Förster: „Zu diesem Zwecke hättet ihr in den Mooswanger gemischten Wald gehen sollen; im Fichtenwald sieht's damit karg aus. Er ist zu dicht geschart und gestattet dem Samen zu wenig Zutritt, weshalb nur das Moos den Boden bedeckt; auch ist die hohe Nadelstreu dem Gedeihen der Blumen ungünstig. Aber dort drüben findet ihr eine lichtere Stelle und werdet wohl einige Ausbeute machen können.“

Während der Förster mit aufmerksamem Auge die überzähligen jungen Fichtenstämme, welche den älteren Bäumen Raum und Licht entzogen, in seinem Buch verzeichnete, eilten die Knaben fort und kamen nach einer Weile mit einer Handvoll langer Zweige, rosenrot umblüht, zurück und zeigten sie dem Vater, indem Robert rief: „Riech einmal daran!“ — Dieser sagte: „Ja, Seidelbast! — Aber es muß auch bereits schöne Farnkräuter, blaue und weiße Glocken geben. Später kommt noch das Weidenröslein und die Heidenblüte dazu.“

Hubert fragte: „Vater, warum stehen hier lauter Tannen und keine Buchen und Eichen?“

Der Förster entgegnete: „Weil's die Bäume gerade so wollen, wie die Menschen; nicht jede Art paßt zur andern, und jede verlangt ihren eignen Boden und Standort. Unsre Fichte, die gedeiht am besten auf dem Rücken einer Hochebene und schlägt ihre Wurzel in die Dammerdschicht, unter welcher sich eine Thonschicht oder Felsenboden befindet. — Die Buche hingegen wurzelt weit tiefer und würde also hier kein passendes Erdreich finden.“

„Aber die Birke, Vater?“

„O, die ist sehr anspruchslos und genügsam, sie hat von allen Waldbäumen die kleinste Wurzelverbreitung und deshalb gedeiht sie auch im gleichen Boden wie die Fichte, ja, fast auf jedem Boden, nur nicht, wo regelmäßige Überschwemmungen stattfinden.“

Als sie tiefer in den Wald eindrangen, stand ein herrlicher Baum

vor ihnen, der seine Zweige in weiten Bogen wie Guirlanden bis zum Fuße herab ausbreitete. Hubert rief: „Vater, wie alt mag diese Tanne wohl sein?"

Der Förster erwiderte: „Sechzig Jahre. Aber es ist keine Tanne, sondern eine Fichte. Ein Förstersohn sollte genaueren Unterschied machen; andre Leute freilich machen keinen und bemerken nicht einmal die Verschiedenheit, und doch ist sie beträchtlich."

Die beiden Knaben baten nun sogleich den Vater, ihnen den Unterschied zu zeigen. Er deutete auf den erwähnten Fichtenbaum und sagte: „Seht euch den Wipfel an, ganz spitzig, er hat keine Kronenwölbung; weil die Äste stets abwärts geneigt sind, hat die Fichte eine Pyramidenform. — Vergleicht damit den Tannengipfel. Man sieht niemals bei älteren, nur bei ganz jungen eine eigentliche Spitze; die Krone ist breit und gleicht fast einem großen Neste. — Und jetzt betrachtet die Fichtennadel. Diese ist kurz zugespitzt, vierseitig, viereckig. — Die Tannennadel dagegen hat eine deutliche Ober- und Unterseite nebst Mittelrippe. Die Oberseite ist glänzend und saftig dunkelgrün; die Unterseite heller, mit zwei silberweißen Streifen, weshalb sie in der Volksbenennung Weißtanne heißt. Die Fichtennadeln stehen rund um den Zweig; die Tannennadeln aber gleichen der Fahne des Federkiels. — Die Rinde alter Fichtenbäume ist graubraun mit vielen kleinen Borkentäfelchen bedeckt; jene der Tannenbäume dagegen zeigt sich silbergrau und glatt, stark mit Krustenflechten besetzt. Sie hat wenig Gerbstoff und kann nicht zur Gerberei benutzt werden. — Nun hoff' ich, daß ihr niemals mehr Fichten und Tannen miteinander verwechseln und mit dem gleichen Namen bezeichnen werdet."

Die Knaben stellten sogleich genaue Untersuchung zwischen Fichten- und Tannennadeln an. Hierauf riß Hubert einen Baumzweig ab, reichte diesen dem Vater und sagte: „Der ist wieder ganz von beiden verschieden."

Der Förster lächelte und sagte: „Natürlich, denn es ist der Zweig einer Föhre, und obwohl diese ebenfalls in das Geschlecht der Nadelhölzer gehört, besteht doch ein Unterschied. Ich will euch nun auch die Merkmale der Kiefer oder Föhre erklären.

„Die Föhre, auch Kiefer genannt, ist nicht jederzeit so gerade und

hochgewachsen, wie Tanne und Fichte. Seht dort den kurzen, krummgebogenen Stamm und dort den hohen. Auch die Rinde werdet ihr verschieden finden, je nach dem Alter — glatt oder rauh. Betrachtet hier die alte Föhre, ganz bedeckt mit dicker Borke, welche sich leicht abschiefert. Seht, die graue Farbe des Stammes geht weiter oben in Rotbraun über und in der Krone leuchtet sie wie Gold. — Und jetzt, strecke dich, Hubert, und brich einen Zweig ab. Sieh' — diese mattgrünen Nadeln sind gewiß sechs Zentimeter lang und stehen paarweise hier in der grauen, trockenhäutigen Scheide. Im Frühling sind die Kiefern wie Weihnachtsbäumchen anzusehen, denn die jungen Triebe stehen in ihrer hellen Farbe senkrecht aufgerichtet, gleichwie die grünen Wachskerzen."

Die beiden Knaben steckten ihre Köpfe zusammen bei der wissenschaftlichen Untersuchung und Hubert sagte beinahe ärgerlich: „Warum hab' ich all diese Unterschiede doch nicht schon früher bemerkt und bin doch so unzählige Male durch den Wald gegangen!"

Der Vater erwiderte: „Das kommt daher, weil du durch das Studieren überhaupt dir angewöhnst, einer Sache auf den Grund zu kommen und nicht mehr so gedankenlos in die Welt hineinschaust. Wenn einmal das Auge für die herrliche Natur geweckt ist, sieht es tausend Dinge, an welchen andre wie Blinde vorübergehen."

Hubert rief seufzend: „Wenn nur die Ferienzeit nicht sobald vorüber wäre und ich fort müßte vom Walde!"

Nun aber tröstete Robert den Bruder: „Inzwischen merk' ich auf alles und der Vater erklärt es mir; dann sag' ich dir's wieder."

Sie schritten weiter und unterschieden einen Baum vom andern. Hubert fragte: „Welche von den drei genannten Holzarten ist die wichtigste, Vater?" Dieser erklärte: „Unstreitig das Holz der Kiefer. Es hat einen Kern, die Fichte aber fast gar keinen. Bei alten Kiefern füllt sich das Kernholz mit Harz, was ihm gegen die Witterung große Dauerhaftigkeit verleiht, darum benutzt man es zu Fensterstöcken und dergleichen. Durch das Harz erhalten die Jahresringe eine dunklere Färbung, während das Fichtenholz fast weiß ist."

Jetzt gelangten sie zu einer jungen Kiefer, welche fast gänzlich von

Nadeln entblößt war, und Hubert blieb sogleich stehen. Der Förster sagte beinahe traurig: „Sie ist krank aus einem für den Forstmann unerklärlichen Grunde; ihre Krankheit nennt man „Schütten“ — sie schütteln alle Nadeln ab.“

„Gibt's noch andre Krankheiten im Walde?“ fragte Robert. Der Vater nickte bejahend: „z. B. die Kernfäule. Hierbei lösen sich die Jahresringe voneinander ab und der Kern fällt beim Spalten heraus. Aber das ist alles nichts gegen die schädlichen Insekten. Sie können einen ganzen schönen Wald umbringen. Meinet ihr, ich geh' tagtäglich nur zum Vergnügen in den Wald spazieren? — Ein Förster muß unausgesetzt über den Wald wachen und das Leben und Treiben der schädlichen Insekten genau studieren, sonst erleidet der Staat einen unberechenbaren Schaden.“

Nun wollten die Knaben alles von den schädlichen Insekten erfahren; der Förster vertröstete sie auf eine Abendstunde zu Hause, wo er ihnen dann Exemplare sowohl des Schmetterlings als der Puppe und des Gespinstes, endlich auch der Raupe zeigen würde.

„Jetzt habe ich mich schon zu lange aufgehalten, wir müssen noch einen ziemlich weiten Weg machen; stört mich nicht mehr durch Fragen, sondern macht die Augen auf und freut euch des Frühlings.“

Sie schritten nun schweigend durch den Wald und vernahmen nach einer Weile fernen Axthieb. Der Förster erklärte: „Dort ist ein Fichtenschlag; ich muß nach den Holzarbeitern sehen; bleibt inzwischen hier und belustigt euch mit den Eichkätzchen und vervollständigt euren Strauß mit blauen und weißen Glockenblumen, auch Himmelsschlüsseln.“

Die Knaben wären gern mitgegangen und baten darum; aber der Vater rief: „Morgen ist auch noch ein Tag; ich werde gleich wieder zurück sein.“

Der Förster kehrte auch über Erwarten schnell zurück, aber nur, weil den beiden eine halbe Stunde im Nu entschwunden war. Nun sah der Vater auf die Uhr und rief: „Schon sechs Uhr! vorwärts, marsch!“

Obwohl sie rasch dahinschritten und nicht fragen durften, gab es Unterhaltung und Abwechselung genug, und es war keineswegs einsam

und still im Walde. Es sangen und plauderten die Vögel — man hörte Kinderstimmen und sah rote und braune Röckchen durch die Zweige. Während die Mädchen dürres Reisig sammelten, sprang bei des Försters Nahen mancher Knabe von einem Aste, wo er dem Eichkätzchen nachgeklettert war. Dann gelangten sie auf einen freieren Raum, im Westen von hohen Fichten geschützt, und sahen die schwarze Stätte eines ehemaligen Kohlenmeilers. Die Versuchung zum Fragen nach dem Kohlenbrenner war zu groß, denn alle Erzählungen von dieser Menschenklasse hatte für sie von jeher das größte Interesse; nur mit einigem Widerstand verließen sie den Platz. Aber der Förster versprach, sie demnächst zum Aufbau eines Meilers zu führen, wo er ihnen alles genau erklären würde. Hubert murrte: „Ja, wenn ich nicht mehr daheim bin!“

„Es gibt auch im Herbste noch Kohlenmeiler“, tröstete der Vater.

Und weiter ging's, vorüber an einer rieselnden Waldquelle, dann traten sie in eine Lichtung und sahen die blaue Alpenkette durchschimmern; noch eine Strecke weiter und der Hammerschlag einer Schmiede klang an ihr Ohr. Sie gelangten an den Saum des Waldes, wo eine ärmliche Hütte stand. Der Förster grüßte im Vorübergehen das Weiblein, welches Reisig und Prügel aufschichtete, mit den Worten: „Nun geht Eure Zeit wieder an, Kräuterliese. Der Stadtapotheker hat mich neulich schon gefragt, wie's Euch gehe und ob Ihr noch gut auf den Beinen seid.“

„Unkraut verdirbt ja nicht so leicht! werden's wohl gesagt haben, Herr Oberförster!“ lachte vergnügt die Alte.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die grüne Flur, als der Förster mit seinen Begleitern heimkehrte. Durchsichtig glänzten die neu belaubten Birken, die hoch aufgeschossenen Zweige der Weide trugen die wolligen Palmkätzchen, teilweise schon entfaltet, ein Apfelbaum stand am sonnigen Plätzchen in Blüte. Die Lerchen sangen in blauer Luft und darein mischten sich die Abendglocken, wobei die Knaben in feierlicher Stimmung das Haupt entblößten.

Unter der Thür erwartete Marie bereits die Heimkehrenden und sah nach ihnen aus, denn das Essen war fertig. Die Mutter plauderte mit der Hopfenbäuerin, welche ihr eben eine Portion des vom Oberförster

so beliebten Hopfensalats einhändigte, und dafür nebst freundlichem Danke allerlei gute Ratschläge für die Blumenzucht der Geranien am Fenster erhielt.

Der Förster grüßte stumm und ging in seine eigne Stube, um zur Abkühlung sich umzukleiden.

Bald saßen alle um den Familientisch und auch Miez und Waldl fehlten nicht. Jedes bekam seinen Anteil. Nach dem Essen wollten die beiden Knaben gleich wieder etwas von dem Walde erfahren und mahnten den Vater an sein Versprechen, ihnen von den schädlichen Insekten zu erzählen. Aber die rechte Zeit hierfür war noch nicht gekommen, denn er hatte sich eben erst seine Zigarre angebrannt. Deshalb bedeutete er Marie, die Zither zu holen und mit lebhaftem Vergnügen stellten sich als Sänger Hubert und Robert zu beiden Seiten des Stuhles. Auch Marie gesellte sich dazu, nachdem das liebe Instrument auf dem Tische vor dem Vater lag. Mutter und Tante Sales hatten sich mit ihren Nähereien an den Tisch gesetzt und auf allen Gesichtern stand die Freude deutlich geschrieben.

Der Förster griff in die Saiten und nach einem Vorspiel schaute er zu den Kindern empor mit der Frage: „Nun, was wollt ihr singen?" Einstimmig riefen sie: „Das Waldhornlied!" Jetzt klangen die Saiten, die Kinder, nebst Mutter und Tante sangen frisch und fröhlich:

„Trallri, Trallra, Trallri, Trallra!"
Durch grüne Waldeshallen
Soll froh und laut in Fern und Nah
Des Hornes Ruf erschallen.
Ihr schlanken Zweige rauschet drein,
Ihr Wespen, brummt im Chore,
Und du, warm-goldner Sonnenschein,
Spiel' mit dem Blumenflore.

„Trallri, Trallra, Trallri, Trallra!"
Das ist ein munt'rer Reigen!
Es tanzet hier und tanzet da
Eichhörnchen auf den Zweigen;

Gar manches Vöglein bunt und grau,
Hüpft leicht von Ast zu Aste,
Und allen winkt der klare Tau
Im Blütenkelch zu Gaste.

„Trallri, Trallra, Trallri, Trallra!“
Es tanzt mein Herz im Leibe!
Kaum weiß ich selbst, wie mir geschah,
Drum gern im Wald ich bleibe.
Da ist mir wohl, da ist mir leicht
Im stillen, heil'gen Frieden!
Der Wald, der grüne Wald, er gleicht
Dem Paradies hienieden.“

Nachdem einmal Zitherspiel und Gesang begonnen, war nicht so leicht ans Ende zu denken, und Mariechen bat: „Vater! bitte, mein Lieblingslied von der Schnecke!“ — Dagegen bettelte Robert: „Nein, meines von der Eidechse!“ Der gutgelaunte Förster antwortete: „Eins also nach dem andern“, und sogleich stimmte er an, der Sängerchor fiel ein:

„Kleine Schnecke, kleine Schnecke,
Krieche nicht den Baum hinauf!
Bist du auf der halben Strecke,
Stör' ich dich in deinem Lauf.
Und so sehr du auch mich jammerst
Und so fest du dich anklammerst,
Hilft dir nichts, du mußt herab,
Nagst ja alle Blätter ab.

Trag dein buntbemaltes Häuschen
Lieber in das Gras hinein;
Kannst bei einem Blumensträußchen
Hoffentlich zufrieden sein.
Kannst von tausend Blümchen naschen,
Kannst dein Haus im Taue waschen,
Dich verstecken ganz und gar
Vor der lust'gen Kinderschar.

Denn die hat ein groß Verlangen,
Nachzustreichen deiner Spur.
Deine schönen Häuschen prangen
Gar so hold an einer Schnur;
Und zum Kugeln und zum Spielen,
Nach dem Grübchen hin zu zielen
Bist du ihnen eben recht:
Hüte dich, es geht dir schlecht!" —

Der Förster hielt inne und that einen Zug aus seinem „Humpen" — wie er das hohe mit braunem Bier gefüllte Glas nannte, und sagte dann zu Robert: „Wir wollen aus dem heutigen Abend eine musikalisch-deklamatorische Vorführung machen. Trage also deine ‚Eidechse' vor."

Damit war der Knabe gleichfalls zufrieden, stellte sich in Zimmermitte und begann nach einer Verbeugung:

Die Eidechse.

„Warm und freundlich scheint die Sonne
Auf den grünen Wald herab.
Sieh, da wirft in Frühlingswonne
Manches Tier sein Kleidchen ab;
Zieht ein neues an und pranget
Nun im gold'nen Sonnenschein;
Denn an schönen Kleidern hanget
Nicht das Menschenkind allein.

Auch das schlanke braune Echschen,
Voll gesprenkelt schwarz und gelb,
Ist ein solches eitel Herchen,
Häutet sich und thut dasselb';
Und sein grünes Hemdchen decken
Schwarze Pünktchen bis zum Bauch;
Seine kleinen Füße stecken
In punktierten Stiefeln auch.

Gar behende und manierlich
Schlüpft es aus dem alten Baum,
Dreht das Schwänzchen leicht und zierlich,
Durch den eng gestrüppten Raum;
Um zu wärmen und zu waschen
Sich in Tau und Sonnenlicht
Und ein Käferchen zu haschen
Als das beste Leibgericht.

Armes Tierchen! flieh behende,
Denn der Storch im Fluge naht;
Plötzlich ist's mit dir zu Ende,
Wenn er dich erschauet hat.
Und die Natter und der Häher,
Und der Iltis und die Katz',
Alle sind sie böse Späher,
Hast in ihrem Magen Platz.

Auch die kleinen Buben lauern
Gern auf deinen flinken Lauf,
Suchen dich in alten Mauern
Und im grünen Walde auf;
Werfen dich mit Stock und Steinen,
Bis dein Köpflein ist zerschellt,
Weil man deinen Biß, den feinen,
Öfters gar für giftig hält.

Weiß es besser! möchte lachen
Ob dem kindisch falschen Wahn.
Doch was sperrst du deinen Rachen,
Zischest keck die Leute an?
Komisch ist dein Augenblitzen,
Eitel deine Prahlerei;
Denn die kleinen Zähne ritzen
Nicht einmal die Haut entzwei.

Doch so geht's! Wer sich gebärdet
Wie ein Eisenfresserlein,
Stets den guten Ruf gefährdet,
Also laß das Zischen sein.

Und ich kenne manche Kinder,
Die es machen g'rad wie du;
Denen schreibt man auch nicht minder
Hinterlist und Bosheit zu."

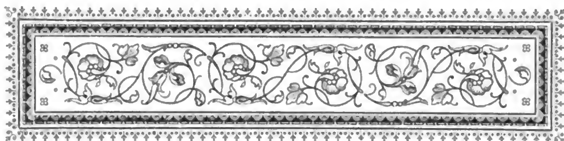
Immer aufs neue wollten die Kinder beginnen, aber der Vater griff in die Saiten und spielte zu seinem eignen und der andern Vergnügen einen Ländler und wieder einen, während Marie und Robert in der Stube tanzten und Hubert sogar den Waldl bei den Vorderpfoten emporhob. Doch dieser bellte widerspenstig und der Förster schien erzürnt über diese unliebe Störung: „Waldl! trapp, trapp!" — worauf sich der Hund wieder in sein Schmollwinkelchen begab.

Nach einer Weile endete der Förster sein Spiel und sagte, er sei müde und wolle zu Bett. „Aber die schädlichen Insekten!" stotterte Hubert. „Die kommen noch früh genug! Wenn ihr sie aber nicht erwarten könnt, will ich morgen nach dem Frühstück euch davon erzählen. Jetzt gute Nacht!" — war die entschiedene Antwort.

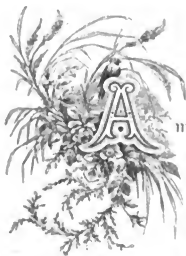
„Gut' Nacht! gut' Nacht, Vater! aber morgen ganz gewiß!" — riefen die Knaben.

Kaum hatte sich der Förster zur Ruhe begeben, so mahnte die Mutter auch die Knaben, ein Gleiches zu thun.

Jetzt war's still in der Stube geworden, die Försterin vollendete noch ihre Arbeit, die Katze schnurrte neben ihr und Waldl bellte leis im Traume, als ob er einem Wild auf der Spur sei. Da kamen Sales und Marie herein und die erstere sprach: „Waldl, komm zu Bett!" worauf dieser sogleich herbeitrippelte, um ihr zum Hühnerstall zu folgen, worin er am liebsten die Nacht verbrachte. Marie nahm die Miez auf den Arm und schritt mit ihr die Speichertreppe empor. So waren alle untergebracht, Kinder und Tiere und bald schlief jedes im Försterhause.



Die Feinde des Waldes.



Am nächsten Morgen lauerten die beiden Knaben förmlich auf die Mienen und Bewegungen des Vaters, getrauten sich aber nicht, ihn an seine Zusage zu mahnen, denn er war in Gedanken versunken und hatte nicht einmal den wedelnden Waldl beachtet. Gleich nach dem Frühstück begab er sich in seine Kanzlei, es kamen Bauern, Weiber, Holzknechte und schließlich ihr Rottmeister. Endlich waren alle abgefertigt und der Förster trat unter die Thür, woselbst Waldl ihn anbellte, als wollte er sagen: wann komm' denn einmal ich an die Reihe? — Als sein Herr wie immer freundlich sich herabneigte und beschwichtigend sprach: „Ja, ja; 's ist schon recht! ich versteh' alles; aber heute Morgen bleiben wir zu Hause und versparen uns den Wald für den Nachmittag“ — da wagten sich auch die Knaben heran und Hubert erinnerte an das Versprechen, ihnen von den Feinden des Waldes zu erzählen.

Der Vater nickte zustimmend und beauftragte Robert, aus der Bibliothek das Insektenbuch mit den vielen Abbildungen zu holen. Währenddessen ging der Förster mit seinem Ältesten in die Kanzlei, schaute auf die Uhr und bemerkte: „In einer Stunde kommt der Förster von Heidenwang; diese Zeit können wir damit ausfüllen.“ Gleich darauf saß er vor dem Amtstische, woselbst er das Buch aufschlug und die beiden Knaben standen rechts und links an seiner Seite. — Er begann:

„Laßt uns auf einige dieser elenden Wichte Jagd machen.

Vor allen sind's der Borkenkäfer und der Kiefernspinner, von denen ich euch erzählen will.

Seht diesen schwarzbraunen, behaarten, elenden Käfer — kaum größer als ein liebes Marienkäferchen — der Borkenkäfer. Er bohrt sich in die Rinde der Nadelbäume ein seiner Größe entsprechendes Loch bis auf den Splint und weitet eine Höhle in der Bastschicht, durch welche er seinen „Muttergang" nagt. Dann legt das Weibchen zu beiden Seiten sehr kleine milchbläuliche Eier einzeln in Grübchen. Die auskriechenden Lärvchen fressen dann ganze Larvengänge und verpuppen sich an deren Ende — die Wiege genannt. Wenn die Käfer auskriechen, nagen sie Löcher ins Freie. Da nun der Saft im Baste kreist und dieser dadurch vernichtet wird, ist solchem Baume der Lebenssaft entzogen und er stirbt unfehlbar ab, und da der Käfer sich furchtbar stark verbreitet, fällt ihm der ganze Wald zum Opfer, wenn der Förster nicht auf seiner Hut ist.

Und nun zu den Unthaten des elenden Kiefernspinners, welcher sie im Raupenzustande verübt. Der braun und grau gezeichnete Schmetterling hier — seht ihn genau an — fliegt Mitte Juli in 60—80jährige Kiefernbestände und legt etwa in Brusthöhe — hellgrüne, später silbergrüne — hirsekorngroße Eier in Klumpen an die Stämme. In 2—3 Wochen entstehen kleine Räupchen. Diese fressen in den Wipfeln bis Eintritt des Winters. Noch halbwüchsig, begeben sie sich gekrümmt zur Winterruhe in die Bodendecke. Jetzt, bei Frühlingsanfang, kehren sie in die Wipfel zurück und sind dann im Juni ausgewachsen. Das dichte Seidengewirr des pflaumenförmigen Gespinstes findet man zwischen den Nadeln in den Trieben. Nach kurzer Puppenruhe kommt der Schmetterling hervor und die Geschichte geht von neuem an."

„Aber wodurch wird dieser Kiefernspinner denn so schädlich?" fragte Hubert.

„Weil er der gefräßigste Dieb der Welt ist" — entgegnete der Förster. „Wenn man ihm beim warmen Sonnenschein zusieht, muß man nur so staunen. Er verschlingt mit großen Bissen die Kiefernadeln bis auf die Scheide. Die entnadelten Triebe schlagen nicht mehr aus und der Baum stirbt ab.

Da er nur den Saft behält, gleicht der fallende Raupenkot im Tone einem rieselnden Regen. Die von Baum zu Baum wandernden Raupen kommen einem fast bei jedem Schritt unter die Füße. Man möchte vor Zorn aufschreien, wenn man die entnadelten Bäume vor sich stehen sieht."

Der Förster schwieg und brummte eine Verwünschung in seinen Bart, Robert aber fragte: „Ist es jetzt schon aus, Vater, und gibt es sonst keine schädlichen Insekten mehr?"

Da fuhr der Förster ihn zornig an: „Schon aus? — Es wär' freilich genug an den beiden unwillkommenen Arten, aber es gibt noch eine schwere Menge: den Waldgärtner, die Nonne, die Kieferneule, den Kiefernspanner, den Maikäfer, die Maulwurfsgrille u. s. w."

„Aber wo und wie findet man all diese Waldverderber, und wie geht man ihnen zu Leibe?" fragte Hubert.

Der Vater sagte: „Dies will ich euch nun erzählen. Denkt euch, wir seien im Walde. — Hier ist ein Baum vom Winde umgeworfen worden, oder er ist abgestorben, wohl auch gefällt. Wir suchen da nach Wurmmehl, Fluglöchern, Splittern; reißen von der gefällten Fichte ein Stück Rinde ab. Richtig, durch das ganze Stück zieht sich ein Gang hin! Da haben wir die Bescherung!

„Nun hacken wir die Rinde des Fichtenstumpfes ab. Ganz gemütlich sitzt da in einer von Spänen umgebenen Larvenhöhle ein Käfer zur Art der Schrotkäfer oder Zangenböcke gehörig, mit dem lateinischen Namen Rhagium inquisitor bezeichnet. Dort am Fuße der noch stehenden Tanne befinden sich Löcher. Hier sitzt der mit Gold und Purpur bestäubte Brachyderes incanus, welcher zur Gattung der sogenannten Rüsselkäfer gehört. Letztere sind insbesondere, wie z. B. der große Fichtenrüsselkäfer (Hylobius) und der kleine Kiefernrüsselkäfer (Pissodes notatus), Feinde der Nadelbäume. Fast noch größere Verheerung richten aber die zur Gattung der sogenannten Borkenkäfer (Bostrichiden oder Tomiciden) gehörigen zahllosen Arten, oft winzig kleine Käfer, an, welche geradezu der Schrecken von uns Forstleuten sind. Da ist z. B. eine besondere Art des Borkenkäfers so klein, daß man die Tierchen kaum mit bloßem Auge erkennen kann, und doch haben dieselben vermöge ihrer zahllosen Menge

schon ganze Forsten zu Grunde gerichtet. Erst kürzlich mußte in der Nähe von Rothenhaus-Görkau an der sächsisch-böhmischen Grenze ein Bestand von zehntausend Fichtenstämmen, die von jener Käferart heimgesucht waren, fast gänzlich niedergeschlagen werden, um einer noch größeren Ausbreitung des gefährlichen Insektes vorzubeugen.

„Es ist daher eine besonders dringliche Aufgabe des Försters, daß er rechtzeitig jenen Waldverderbern zu Leibe rückt. Er hat übrigens einen guten Verbündeten in der Tierwelt selber: die Schlupfwespe. Sie legt ihre Eier nämlich auf ihr Schlachtopfer, meist im Larvenzustande, und dessen Tod erfolgt dann im Puppenzustande, indem sich in ihr die Schlupfwespenpuppe gestaltet. Vom Kiefernspinner ist schließlich nichts übrig geblieben als die Puppenschale und das Gespinst. Nach einiger Zeit durchbricht dieses ein vollendetes Insekt, aber es ist nicht der Schmetterling des Kiefernspinners, sondern die Schlupfwespe.

„Um dem Borkenkäfer zu Leibe zu rücken, legt der Förster sogenannte Fangbäume aus, d. h. gefällte und entästete Stämme, und lauert, ob sich darin Borkenkäfer und wie viele einnisten. — Besondere Gefahr besteht, wenn der Sturm viele Bäume geworfen hat. Dann ist's notwendig, sie vollständig abzuschälen. — Finden sich in einem Bestand aber Borkenkäfer, dann muß der Forstmann alles gefällte Holz möglichst schnell fortbringen lassen, sonst ist der ganze Wald in kurzer Zeit die Beute dieser zerstörenden Feinde, oder die erkrankten Bäume müssen unbarmherzig gefällt werden. Es gibt in der That Beispiele, daß bei unaufmerksamer Behandlung, namentlich in Gemeindewaldungen, alle Bäume zu Grunde gegangen sind."

Wieder schwieg der Förster, stand auf, zündete sich eine Zigarre an und damit war den Knaben das Zeichen gegeben, daß der Unterricht geschlossen sei. Er sagte auch: „So, nun könnt ihr auf Grund dieser Mitteilungen selbst zur That übergehen!"





Vom Umtrieb des Waldes.

Bald nach dem Mittagessen schellte es an der Hausthür und Meister Gantner, ein Tagelöhner, trat in den Vorplatz. Als er dem Förster angemeldet wurde, rüstete sich dieser sogleich zum Abmarsch; auch Waldl hatte es eilig, ihm auf Schritt und Tritt zu folgen. Die Knaben wollten ein Gleiches thun, aber der Vater sagte: „Heute hab' ich keine Zeit für euch und brauche alle Aufmerksamkeit für mich selbst."

„Wohin gehst du, Vater?" fragte Hubert etwas enttäuscht.

„In der Richtung nach dem Grünbrucher Mischwald, wo Holz gezeichnet und gefällt wird. Ich rate euch dagegen, in den oberen Fichtenbestand zu gehen und dort Vergleichungen mit dem, was ihr am Morgen gehört habt, anzustellen. Gegen 6 Uhr könnt ihr mich am Grünbrucher Walde bei der Buche, wo das Kreuz steht, erwarten."

„Erzählst du uns dann auf dem Heimwege?" fragte Robert etwas beschwichtigt.

„Wenn ich nicht zu müde bin, kann es schon sein!" war die Antwort, und hierauf ging der Förster von dannen. Meister Gantner folgte ihm mit dem Waldeisen und dem Anreißer.

Es war ein wunderschöner Forst, wo Laub- und Nadelbäume sich mischten in einem für beide geeigneten Boden. Bereits prangte er, von der Nachmittagssonne beleuchtet, im jungen Frühlingsgrün, durchsichtig in

noch unentwickelter Belaubung, während einige Wipfel kahl sich am tiefblauen Horizonte abgrenzten. Das Gras und Moos leuchtete förmlich in seinem grünen Frühlingsgewande und am Waldessaume blühten Hagedorn und andre niedere Sträucher.

Der Förster hatte aus zweierlei Gründen diese Zeit zu seinem Geschäfte ausgewählt. Erstens brennt das Holz, im Frühlingssaft gehauen, am besten, zweitens ist zur Zeit der Belaubung das Maß der Beschattung des Samenbodens am genauesten zu beurteilen, um zu wissen, welcher Baum stehen bleiben und welcher gefällt werden müsse, teils um genug Schatten zu spenden, teils um der Sonne nicht den nötigen Zutritt zu versperren.

So oft der Förster ein Opfer auserlesen hatte, bezeichnete Gantner den Baum unten an der Wurzel mit dem Waldeisen, und zog mit dem Anreißer drei bis vier Risse weiter oben am Schafte. Sie gingen von einer Stelle zur andern, denn der Förster nahm eine Pläntnerhauung vor, das ist ein im Forst zerstreuter Aushieb. Dort mußte ein Baum fallen, weil er von einer Krankheit befallen war und zu erliegen drohte, also um den Holzertrag zu retten; hier standen mehrere Bäume zu dicht und beeinträchtigten einander im Wachstum. Dann wurde gedrängt stehender Jungwuchs bezeichnet, in richtiger Berechnung, wie viel Platz jeder Baum zum Gedeihen braucht und weil auch Stangenholz zum Umtrieb nötig und gut verkäuflich war.

Nachdem der Förster mit seinem Begleiter dieses Geschäft besorgt hatte, entließ er Meister Gantner und schritt mehr gegen Osten, wo eben ein Frühlingsschlag vorgenommen wurde. Mit sorgfältiger Berechnung hatte der Förster diesen Platz gewählt, nicht weit entfernt von einem Dorfe und Holzwege, wo Karren und Wagen leicht herankommen und die Abfuhr bewerkstelligen konnten, das Holz also nicht nur verkäuflicher, sondern auch einträglicher war als in einer andern Gegend des Waldes ohne solche Verkehrswege. Bereits lagen gefällte und gesonderte Stämme umher — dort das sogenannte Nutzholz zum Bauen und für die Sägemühle in gehörigem Umfange, gesunde, glatte, lange Stämme; hier das Brennholz zum Verkohlen, teils sogar gesägt, gespalten und auf einer

Unterlage mit Seitenstangen aufgeklaftert. Ein Holzarbeiter zog bei Ankunft des Försters den Hut zur Begrüßung. Er mochte gern eine Ruhepause zu seiner heißen Arbeit benutzen und stützte sich auf den Stiel des Beiles, aufmerksam des Försters Befehlen horchend, während dieser den Arm gegen des Waldes Dickicht, wo er die Bäume bezeichnet hatte, ausstreckte.

Aus dem Hohlweg rasselte ein leerer Wagen mit kräftigen Pferden bespannt und von einem Burschen mit der knallenden Peitsche angetrieben, herauf, und aus einiger Entfernung tönten die Axthiebe herüber.

Nachdem der Förster diesen Platz besichtigt hatte, folgte er dem Klange der Axthiebe.

Ohne ihre schwere Arbeit bei Ankunft des Försters zu unterbrechen, nickten die Holzknechte nur mit dem Haupte, denn die stattliche Esche mit dem walzrunden, hellberindeten Stamme und der noch wenig und fein belaubten Krone war dem Fallen nahe. Der Holzhauer führte seine Hiebe mit scharf und dünngeschliffener Axt, um das Mark nicht zu zersplittern, sicher von unten nach oben. Zwei andre Männer hatten an der Spitze des Baumes Stricke befestigt und waren besorgt, dessen Fall auf jene Stelle zu lenken, wo er keinen andern Baum beschädigen konnte, wobei sie auf ihre eigne, bei solcher Gelegenheit oft gefährdete Sicherheit acht gaben.

Und jetzt noch ein Hieb, noch einer und ein dumpfer Ton — die mächtige Esche neigte sich. Es entstand ein unheimliches Rauschen — auch ein feierliches Sterben im Schoße des Waldes.

Der Förster sah mit fast mitleidigem Blicke auf den gefällten Baum; aber dieser lieferte einen zu guten Ertrag und war eben von einem Wagner um hohen Preis gesucht wegen seines zähen Holzes. Nun erteilte der Förster noch einige Anordnungen und schritt dem Ausgange des Waldes zu. An dem freudigen Gebell seines Dachshundes merkte er, daß die beiden Knaben sich bereits bei der bezeichneten Buche eingefunden hatten. Er hielt sich auf ihre wißbegierigen Fragen gefaßt, zu deren Beantwortung ihn der Umstand bereitwillig stimmte, daß nur mehr der einzige Sonntag zwischen Huberts Abreise lag.

„Vater! Vater!“ tönte es ihm entgegen, und mit einem lauten, wohlbekannten Pfiff zeigte dieser sein Kommen an.

Die Knaben begrüßten ihren Vater mit großer Freude und zeigten ihm an den mitgebrachten Zweigen von Tannen, Fichten und Föhren, daß sie aus seiner Belehrung Nutzen gezogen und Vergleiche angestellt hatten. Nun waren sie begierig, zu erfahren, was heute im Walde geschehen sei, und der Förster erzählte von seinem Nachmittagswerke. Hubert fragte: „Woher kommt es, Vater, daß du bald dicke und bald dünne Bäume umhauen läßest?“

Der Förster erklärte: „Der Wald ist eine reiche Schatzkammer des Staates bei sorgfältiger Behandlung. Man könnte aber ebenso großen Schaden anrichten, wenn man zu viel Holz schlägt als zu wenig. Vor allem darf man nicht allein an die Gegenwart denken, sondern die Zukunft im Auge behalten beim richtigen Umtrieb. Darunter versteht man das Fällen und das Wiederergänzen des Holzes. Der Wald macht vier Altersstufen durch: Zuerst heißt er Schonung, das sind die Pflanzenstätten. Von 20—25 Jahren wird er Jungholz genannt, auch mit dem Namen Laßreiser bezeichnet. — Hierauf folgen die Oberständer oder angehend schlagbares Holz; dann kommen die schlagbaren Bäume, z. B. „zwanzigzölliger Baum“ — „hundertjähriger Baum“. — Oberholz nennt man dasjenige, welches mehr als einen Umtrieb stehen geblieben ist. Dreißigjähriges Laßreis hat z. B. etwa 30 Zentimeter Umfang und 10 Meter Höhe. Ein sechzigjähriger Oberständer hat 60 Zentimeter Umfang und mehr als 15 Meter Höhe. Ein neunzigjähriger Baum mißt fast einen Meter Umfang und beinahe 20 Meter Höhe; ein 120jähriger Baum endlich fast anderthalb Meter Umfang und mehr als 20 Meter Höhe.

Es geht mit dem Walde wie mit dem Menschengeschlecht: Zuerst kommen die Alten an die Reihe, gefällt zu werden und die nächste Altersklasse rückt an ihre Stelle, und so immer weiter, bis die ehemalige Schonung ein Baum geworden ist und auch an die Reihe kommt. — Aber es treten eine Menge Fälle ein, wo man von dieser Regel abgeht, gerade wie es Gott mit der Menschheit macht. Wenn ein Baum anbrüchig, d. h. sehr schadhaft ist, oder gar abständig, nämlich dem gänzlichen Verderben nahe ist, dann muß er gefällt und für den Holzverkauf gerettet werden.



Wenn ferner in einem Fichtenwald das Jungholz zu nahe beisammen steht, verschlingt es sich ineinander und das Wachstum gerät ins Stocken, also muß der Förster auslichten. Das ist jedoch zugleich nötig, weil man solche dünne Stämme in Masse braucht zu Hopfenstangen, Umzäunungen u. s. w. Habt ihr nicht im letzten Wochenblatt ein Angebot auf 10000 Fichtenstangen gelesen? Die sollen etwa 15—20 Jahre alt sein. Telegraphenstangen müssen schon 30 Jahre hinter sich haben. Aus diesem starken Verbrauch ist's auch nötig, die Anpflanzung dicht zu bestellen, teils um solchen Überschuß zu haben, teils um der Verschwendung des Bodens vorzubeugen. — Ebenso ist es in den Laubwaldungen der Fall. Man braucht diese Arten zu den mannigfaltigsten Gerätschaften und Bauten, aber auch zum Verkohlen und Brennen. In unserm Hofe liegen dreißigjährige Buchenstämme, welche einander im Forste beinahe erstickten und nunmehr trefflichen Brennstoff abgeben."

Hubert bemerkte hier: „Aber Vater, weshalb läßt man am Ende der sogenannten Wetterhalde die Bäume so dicht beisammen stehen, daß sie einander gewiß im Gedeihen stören?"

„Das hat seinen guten Grund" — entgegnete der Förster. „Das ist die westliche Schutzmauer des Forstes; von daher kommen meist die Stürme und Gewitter, welche so großen Schaden anrichten und die ungeschützten Bäume entwurzeln."

Nun hatte Robert ebenfalls eine Frage: „Sind die alten, knorrigen Weiden am Bache nicht krank und warum fällt man diese nicht?" — Darauf entgegnete der Förster: „Sie sind keineswegs krank, sondern mit denen treibt man ‚Schneidelwirtschaft', wie es in der Forstsprache heißt. Man schneidet die Weidenbestände zur Korbflechterei in zweijährigem Umtrieb, weil sie wieder ausschlagen. Dagegen läßt man die Haselstauden 20—25 Jahre alt werden und benutzt sie zu Faßreifen. — Ja, meine Kinder! Euer Vater muß auf alles wohl acht haben, nach oben und nach unten schauen. Betrachtet einmal die Bodendecke. Da wird man von den Gemeinden gepeinigt und gedrängt, weil sie die Streu zum Stallgebrauch nötig haben. Wie viel jedoch an der Bodenstreu liegt, kann man am besten durch Vergleichung eines Staatsforstes und eines Gemeinde-

waldes, dem es an richtiger Forstverwaltung gebricht, ermessen: dort eine schwellende Moosdecke — hier kahler, mit spärlichen Moospflänzchen bedeckter Boden, aus dem die Wurzeln hervorstarren; dort belaubte Kronen, hier nur durchsichtige Wipfel; — und alles dies, weil die Bauern die Streu wegnehmen und mehr an ihr Vieh denken, wobei weniger Nutzen abfällt, als im Walde Schaden entsteht."

„Aber das Vieh kann ja in den Wald gehen" — rief Hubert.

„Allerdings" — sagte der Förster — „nur muß es zur rechten Zeit geschehen, dann bin ich's zufrieden."

„Wann darf's nicht geschehen?" war Roberts Frage.

„Der Jungwuchs muß 15—20 Jahre geschont werden, damit er dem Maule bereits entwachsen ist, oder das Vieh muß auf dem Boden so gutes Futter finden, daß es die Stämmchen schont. Auch darf man es nicht nach langer Regenzeit hineintreiben, wo die Zweige herunterhängen, noch zu einer Jahreszeit, in welcher die jungen Triebe zu weich sind."

Unter solchen Belehrungen hatten Vater und Söhne das Forsthaus erreicht und einen tüchtigen Hunger heimgebracht, für welchen schon der gedeckte Abendtisch bereit stand. — Nach dem Essen ging der Vater zu seinem Schreibtisch und brachte eine Zeichnung nebst einem beschriebenen Blatte. Er legte beides vor die drei Kinder hin und sagte schmunzelnd:

„Kennt ihr den da?" und alle riefen einstimmig und dann abwechselnd:

„Das bist du, und so gut getroffen!"

„Dies ist unser Waldl!"

„Das ist der Holzknecht Sperl leibhaftig!"

„Und das sind gar Rechenbauers Bärbel, Hanne und der Sepp!"

„Das hat ein guter Freund gezeichnet, welcher mich einmal begleitete und ein andrer hat die Verse dazu gemacht."

Marie las sogleich mit Ausdruck:

Der Förster.

Im grauen Jagdgewande,
Im grünen Jägerhut,
Die Flint' am Lederbande,
Das auf den Schultern ruht;

Den schwarzen Dachs zur Seite,
Von Morgenluft umweht
Als kühlendes Geleite:
Zum Wald der Förster geht.

Er forscht mit hellem Auge
Nun weit und breit umher,
Welch Baum zu fällen tauge:
Fast wird das Herz ihm schwer;
Ein jeglicher ihn reuet,
Denn jeder ist ihm lieb,
Er hat sich ja erfreuet
An jedem neuen Trieb.

Da nimmt er sich zusammen
Mit klugem Förstersinn:
„Dich muß ich schon verdammen,
Bringst nimmermehr Gewinn!
Zu dürr wird mir dein Gipfel,
Zu farbenlos dein Blatt;
Beug' dich, du alter Wipfel,
Die Stund' geschlagen hat!"

Da sieht sein Blick die Fichte,
Die weit die Zweige streckt;
Er ruft: „Du machst zunichte
Die Pflanzung, erst gesteckt
Von deinen breiten Ästen
Die Traufe rinnt herab;
Da ist es wohl am besten
Du sinkest in dein Grab."

Jetzt steht im tiefen Schatten
Der Förster sinnend hier;
Es grünen nicht die Matten
Und keines Bäumchens Zier.

Von einer alten Buche
Fällt tiefe, dunkle Nacht;
Da rauscht im Todesspruche
Um sie die Aberacht.

Dort ragen alte Eichen
Am Waldessaum empor;
Hier müssen Stürme weichen,
Sie sind ein starkes Thor.
„Nicht soll die Axt euch fällen!
Nein, schirmt mir treu und echt
Hier an des Waldes Schwellen
Das blühende Geschlecht."

So hält die große Runde
Im Wald der Förstersmann
Und langt nach mancher Stunde
In off'ner Halde an,
Wo unter kräft'gem Schlage
Der Baumesriese fällt,
Und seine Totenklage
Mit leisem Ächzen hält.

Da ist ein reges Leben
Voll lauter Musika,
Umher die Vögel schweben,
Hell singend dort und da;
Dazwischen tönt die Säge,
Des Beiles lauter Schall,
Dort ferne Hufesschläge
Und lust'ger Peitschenknall.

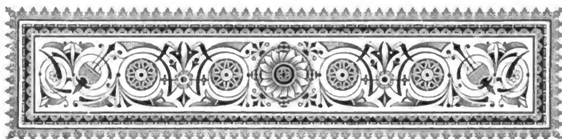
Drei arme, brave Kinder,
Hier sammeln Reisig ein;
Ein jedes will geschwinder
Als wie das andre sein.

Ein fröhlich Herz im Leibe
Macht jede Mühe leicht
Und dient zum Zeitvertreibe,
Daß selbst der Hunger weicht.

Der Förster steht daneben,
Schaut eine Weile zu;
Nun muß Befehl er geben
Was nun ein jeder thu'.
Er winkt dem Oberknechte,
Verkündet den Beschluß:
„Der Baum dort ist der rechte,
Der heute fallen muß."

Und Peter hört die Worte,
Gestützt aufs scharfe Beil;
Er schreitet nun zum Orte
In fleiß'ger Hast und Eil'.
Eh sich's der Baum versehen,
Sinkt krachend er dahin;
Und willst du's recht verstehen,
So schau' dein Los darin.





Der Hirsch.



Huberts letzter Ferientag war herangekommen, und der nahe Abschied machte ihn noch anhänglicher gegen die liebe Heimat. Er hatte nach dem Sonntagsgottesdienst vor der Kirchenthür gewartet und allen, jung und alt, lebewohl gesagt. Nun schlich er durch Garten, Hof und Haus und betrachtete nocheinmal den Korridor, wo der Vater die dazu gekommenen Gewichteln geordnet hatte und zählte sie. Dann verweilte er bewundernd vor dem Sechzehnender. Der Förster trat zu ihm und sogleich fragte Hubert: „In welchem Teile unsres Reviers hast du den geschossen, Vater?"

Dieser antwortete: „Nicht hier in unsern Forsten. Da gibt es keine Hirsche oder Rotwild. Man findet sie meist in herrschaftlichen Waldungen, wo sie gehegt werden, oder in unserm Hochgebirge. Dort war ich einmal zur Jagd geladen und habe das Glück gehabt, einen Hirsch zu schießen."

Robert war auch hinzugetreten und bat den Vater, von der Hirschjagd zu erzählen. Der Förster aber sagte: „Alles stufenweise. Ihr wißt ja wenig vom Hirsch, also zuerst hiervon, dann erst kann man von der Jagd auf ihn reden. Begleitet mich in den Garten, dort ist's schöner als hier, und man sollte zur Frühlingszeit keine sonnenwarme Stunde verlieren."

Als sie nun so beisammen im Gartenhause saßen, begann der Förster: „Ja, der Hirsch ist ein König unsrer Wälder, darum heißt er auch „Edelhirsch" und sein Hauptschmuck „Krone" (das äußere Ende des Geweihs), wie alle Benennungen, welche man von ihm gebraucht, etwas

Vornehmes haben. Man nennt seine Hufe — Schalen; die Beine — Läufe; das Blut — Schweiß; die Augen — Lichter; die Ohren — Gehör; den Schweif — Wedel; das Eingeweide — Gescheide; seine Spur — Fährte; seinen gewohnten Weg — Wechsel; seine Nahrung — Äsung; die Stimme — Mahnen. — Wenn er sich zur Ruhe streckt, heißt es: — „er hat sich niedergethan"; wenn er einem Feind entgegengeht — „um zu kämpfen"; fällt er zu Tode getroffen — „er stürzt" oder „er bricht zusammen", und sein Sterben heißt — „verenden".

„In früheren Jahrhunderten, wo die Jagd auf dieses edle Tier nur den Fürsten und dem Adel zustand, hielt man so streng auf den Gebrauch dieser Benennungen, daß jeder Jagdgenosse, welcher dagegen verstieß und einen falschen Ausdruck gebrauchte, drei Schläge mit der flachen Klinge des Jagdmessers als Strafe erdulden mußte. Gleiche Strafe wurde demjenigen zugeteilt, der beim „Aufbrechen" eines Hirsches einen Fehler machte. Dabei hatte der Verurteilte seinen eignen Hirschfänger abzuschnallen und mußte sich dann quer über den Hirsch legen, um seine Strafe zu erleiden, während alle Jäger ihn umstanden und „Tralrara" bliesen."

Die beiden Knaben lachten und sprachen ihr Bedauern aus, daß dieser Gebrauch abgekommen sei. Aber der Förster sagte: „So hoch ich den Hirsch in Ehren halte und niemals den Jubel vergesse, welchen ich empfand, als ich den ersten sah und erlegte, bin ich doch aufrichtig froh, daß es nicht mehr ist wie früher. Damals galt der Hirsch weit mehr als ein edles Menschenleben und manches wurde ihm grausam geopfert. Davon will ich euch einiges erzählen.

„Wilhelm der Eroberer in England und sein schlimmer Sohn Rufus machten es zum Gesetze, daß jeder, der ohne Recht und Erlaubnis einen Hirsch erlege, geblendet werden solle, auch ließ man wohl solchen Frevlern beide Hände abhauen. Ein andrer deutscher Fürst ließ den Verbrecher in die Hirschhaut nähen und von einem Pferde totschleifen, während eine Meute von Hunden hinterdrein jagte. — Durch solche Strafen wurde natürlich das Wild geschont und es vermehrte sich zum Entsetzen der Bauern, denen es die Felder verwüstete bis ins Unglaubliche; die armen Beschädigten aber blieben macht- und hilflos.

„Herzog Albert V. in Bayern hielt ein eignes Tagebuch über seine Jagdbeute. Aus diesem geht hervor, daß er in einem einzigen Jahre 246 Hirsche mit „eigner fürstlicher Hanndt" erlegt habe, darunter befanden sich viele Zwanzigender und auch Vierundzwanzigender, von sechs Zentnern Gewicht. Gleicherweise geschah es in allen deutschen Landen. Da die Fürsten so große Stücke auf ihre Jagdbeute hielten, gaben sich die Untergebenen alle erdenkliche Mühe, dem Wilde aufzulauern, seine Gewohnheiten zu erkunden, seinen Aufenthalt, seine Wechsel zu kennen und auszuforschen, wo es zur bestimmten Zeit anzutreffen sei. Landgraf Ludwig von Hessen ließ eigne Dukaten prägen, auf der einen Seite mit seinem Namenszeichen, auf der andern mit dem Bilde des Hirsches und der Inschrift:

Durch den Dukaten
Ward ich verraten.

Jeder Jäger, der dem Landgrafen einen Hirsch verriet, bekam solch einen Dukaten zur Belohnung, was die Finanzen stark schädigte. Die Jagdliebhaberei der hohen Herren erforderte viele Jäger, Waldaufseher, Gefolge und es wurde dabei solch verschwenderischer Aufwand getrieben, daß manches Land verarmte und die Unterthanen darüber murrten."

Diese Schilderung einer längst vergangenen Zeit machte tiefen Eindruck auf beide Knaben, und sie begriffen, es sei doch heutigestags besser als dazumal. Nun mahnte Robert den Vater an die versprochene Beschreibung des edlen Tieres, und der Förster rief begeistert:

„Ja, ein edles, herrliches Tier ist der Hirsch! — Sei es, daß er, kaum unterscheidbar von den rotbraunen Stämmen der Föhre, unbeweglich im Walde steht und mit dem beobachtenden Auge nach dem Jäger ausschaut, während die letzten Sonnenstrahlen die Wipfel vergolden; oder sei es, daß er mit seiner Familie zum Waldbache wandelt, dort durstig trinkt und dann wieder den gekrönten Kopf mit schöner Biegung des Halses hebt und lauscht; sei es, daß er von der Meute gejagt, wie ein Pfeil dahinflieht, sich in einen Strom stürzt und mit gewaltiger Kraft noch im Sterben sich durcharbeitet; oder sei es, daß der alte Einsiedler im dichten Versteck hoch auf dem Felsen steht und hinausschaut in die Welt — immer ist er edel in jeder Bewegung, fürwahr: ein Edelwild!

„Ebenso schön, nur in andrer Art, ist die Hirschkuh — kurzweg „Tier“ genannt, mit ihren weißgefleckten Jungen, wenn sie im tiefsten Dickicht, wohin selten ein menschlicher Fuß kommt, ihre Kinderstube eingerichtet hat. Anfangs verläßt sie ihre Kleinen keinen Augenblick; sie spielt und scherzt mit ihnen und lehrt sie nach und nach, wo ihre Äsung zu finden ist. Im Auge der Hirschkuh liegt ein Ausdruck der Sanftmut, in jeder Bewegung ist Zierlichkeit. Wittert sie Gefahr, dann stößt sie einen ängstlichen Ton aus und sogleich verbirgt sich das Kalb im hohen Grase.“

Hubert fragte den Vater, wie der Jäger denn wissen könne, allwo sich der Hirsch aufhalte? — Dieser gab zur Antwort: „Ja, mein lieber Sohn, dies gehört eben zur Jägerei, dies will und muß gelernt, erforscht und beobachtet sein. Es gibt verschiedene Zeichen, woraus man solche Schlüsse zieht.“

„Sag' uns solche Zeichen!“ riefen beide Knaben fast einstimmig.

Der Förster belehrte: „Wenn ich im Moos und Heidekraut abgetretene Pflanzen finde, deren Wurzelseiten nach oben liegen, weiß ich sogleich: da ist ein Hirsch hineingejagt. — Dagegen verliert sich im Sommer auf hartem Boden seine Spur, ich muß sie also anderswo suchen. Dort am Eichenstamm hat einer mit seinen Stangen „gefegt“. Ist der Stamm dick und finde ich das Zeichen weit oben, dann gilt es als „Himmelsspur“ von einem alten Hirsch. — Im jungen Unterholz findet man abgebrochene Zweige, welche mit umgekehrtem Laube herabhängen: das hat ebenfalls der Hirsch gethan. — Bisweilen findet man im tauigen Grase Hirschfährten; das rührt jedoch nicht von zweien her. Es ist sein Widergang, er folgt seiner eignen Spur zurück und schreitet in einem Kreise zum Dickicht. Ein weiteres Zeichen, ob der Hirsch im Walde oder sich außerhalb desselben aufhält, erkennt der Jäger, wenn z. B. zwei Spuren heraus, aber drei hinein führen. In der Schrittlänge und in der Spur erhält man einen Anhaltspunkt über die Größe und Stärke seines Geweihes, weil dieses vom Alter abhängig ist. In die Fährte des Vierzehnenders kann man drei Finger legen. Auch die Anwesenheit der Hirschkuh vermag man von jener des Hirsches zu unterscheiden. Letzterer pflegt das Gras sauber abzubeißen, die Hirschkuh aber zerpflückt und zerreißt es.“

Nun fragte Robert nach den Jagdhunden, und der Vater erklärte:

„Der Hund, welcher mit sicherem Instinkt das Wild aufspürt, erfordert die sorgfältigste Anleitung. Man führt ihn am Hängseile, ermuntert ihn auf richtiger Fährte, tadelt ihn auf der falschen, lobt ihn, wenn sein Aufspüren gelungen ist, hütet ihn vor jedem Futter mit eigentümlichem Geruch, damit sein Spürsinn nicht leide. Gut abgerichtet, folgt er, stets die Nase auf dem Boden, der Spur des angeschossenen Wildes durch endlose Schwierigkeiten, deshalb heißt er „Schweißhund“.

Der Förster schwieg und ging ins Haus zurück, indem er die Knaben zu verweilen ermahnte. Bald kam er wieder und brachte ein Bild nebst einigen Blättern Papier, es vor ihre Augen auf den Tisch legend, indem er sagte: „Das hat der gleiche Künstler gezeichnet und damit könnt ihr nun meine Beschreibung vervollständigen.“

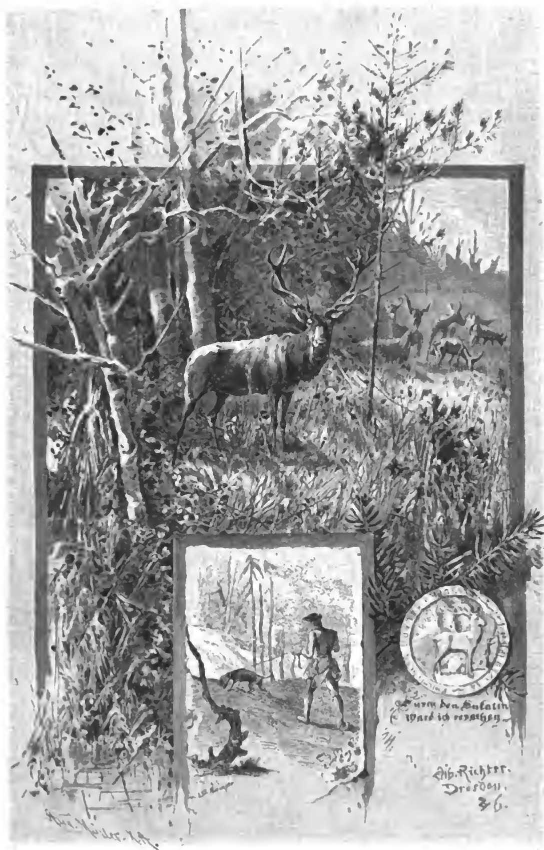
Die Knaben betrachteten eifrig die schöne Gruppe. Dann aber ergriff Hubert die Schrift und las laut:

Die Hirschjagd.

Schon ist die Sonne im Niedersinken, denn der Herbst ist angebrochen und des Hirsches Stunde ist gekommen, seine Äsung außerhalb des Waldes zu suchen. — Er macht sich auf, sein biegsamer Körper windet sich geschmeidig durch das Dickicht und seine Läufe tragen ihn behende von dannen; er verfolgt seinen Wechsel und ist nahe dem Orte, wo er sich heute am leckeren Mahle zu erlaben gedenkt.

Aber, armer Hirsch! Gestern hat sich bereits der Förster mit seinem Leithunde auf den Weg gemacht, um deinen Wechsel auszukunden. Er führte seinen Nimrod an der Leine; bald ward er selber vom Hunde geführt, welcher schnüffelnd deine Fährte entdeckte. Heute nun, zur selben Stunde, als du Ärmster so wohlgemut hinausschrittest aus deinem Reviere, war auch bereits der Förster, versteckt vom Gebüsche, auf dem Anstande. Das Gewehr zum Schusse bereit haltend, lauschen Jäger und Hund; es ist still, kaum regt sich ein Atem und auch die Bäume scheinen zu lauschen. Freuen sie sich vielleicht, weil der Hirsch so oft ihre Rinde benagte — ihre Zweige knickte?

Nun wird Nimrod unruhig, es rauscht auf dem Wechsel und näher schreitet der prächtige Edelhirsch, so prächtig, wie man ihn selten findet.


Durch den Dukaten
Ward ich verrathen
Alb. Richter.
Dresden.
86.

Aber auch er wittert den Feind. Mit weiten Sätzen fliegt er dahin; kein Gesträuch ist ihm zu hoch, kein Graben zu breit. Der Förster zielt nach dessen Schulterblatt — drückt ab — der Schuß knallt und der Wald gibt den Ton dröhnend zurück. Ein langer Schmerzenslaut aus der Schußweite wird gehört — der Hirsch ist getroffen und wo er in Todesschmerz dahin rast, träufelt sein Schweiß (Blut) aus der Wunde zur Erde.

Da senkt der Förster die Flinte. Will er gar des Hirsches schonen? empfindet er Mitleid? denn der Förster liebt ja seinen Wald mit allen Geschöpfen, die darin hausen, insofern sie denselben nicht schädlich werden. — So ist es; aber Weidmannslust, Weidmannsehre und Weidmannspflicht hält das Mitleid zurück. Der Hirsch ist zum Opfer erlesen; seine Stunde hat geschlagen und er muß fallen! Der Förster bezeichnet die Stelle, wo der Hirsch die Wunde empfing, mit einem Bruch und kehrt nach Hause zurück, er läßt den Kranken sich erst „nieder thun".

Der Morgen tagt; der erste Frühstrahl kommt zum Walde geschlichen und vergoldet die Wipfel der Bäume. Noch spielt er nicht an den Scheiben des Försterhauses und dennoch ist der Weidmann bereits schon mit seinem Schweißhunde auf dem Wege zur bezeichneten Stelle. Dieser verfolgt nun die Spur des Schweißes — senkt den Kopf zur Erde und eilt an der Leine dahin, wo der Hirsch sich gebettet hat. Endlich erblickt der Förster den angeschossenen Hirsch; — aber auch er ist von demselben entdeckt. Die letzte Kraft wird zusammengerafft und wieder wird der arme Verwundete flüchtig. Aber er erlahmt; der Schuß kracht — er bricht zusammen und klagt sein Todesgestöhn. Da tritt der Förster herzu — der arme Hirsch „verendet!"

So ist es denn um dich geschehen, armer Geselle, und dein dunkles Revier hat seinen Fürsten verloren. Denn wahrlich ein Fürst deines Geschlechts warst du, ein echter Kapitalhirsch mit einer Krone auf dem Geäste. Immer seltener wird deinesgleichen und du warst in der That ein Altvater im Walde. —

Zwei Tage darauf wird im Jagdschlosse von allen Weidmännern der Umgegend ein Fest mit herrlichem Mahle begangen; des Edelhirsches Todesmahl, wobei er selber der Leckerbissen ist. Lustige Jagdlieder

erschallen; das Waldhorn mischt seine weichen, melodischen Töne darein; der Wein perlt im Pokale; mancher Weidmann erzählt, wie oft er vergebens des Hirsches Fährte verfolgte. Da erhebt der Herr des Hauses den Pokal und bringt einen Trinkspruch aus zu Ehren des Försters und seines glücklichen Schusses. Ein vielfaches Hoch! mischt sich darein und der Förster leert den Humpen bis zur Neige.

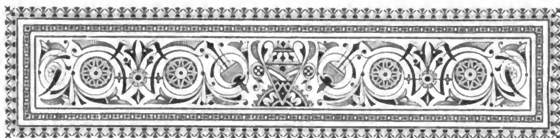
Jetzt prangt des Hirsches stolzes Geweih im Jagdschlosse, und der Herr hängt seine Gewehre daran, die gar manche Kugel für des Edelhirsches Nachkommenschaft bereit halten. Doch sein Angedenken erstarb nicht so bald. Wer sein Geweih sieht, hört von ihm und wie lang er sein dunkles Revier bewohnte. Der Förster aber denkt seiner am häufigsten, und so oft er im dornigen Walde die Hand verwundet, legt er von des Hirsches Fett als Heilbalsam darauf."

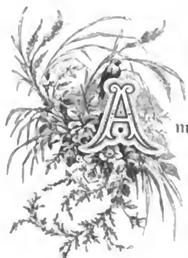
Nun war es mit Erzählen zu Ende. Hubert mußte seine Vorbereitungen für die Abreise treffen und alles half dabei. Marie fragte mitleidig und selbst betrübt: „Gehst du nicht recht ungern wieder fort, Hubert?" Dieser entgegnete: „Freilich geh' ich ungern! Aber wenn ich an die Freude denke, wochenlang vor Beginn der Ferien, und an den Jubel des Wiedersehens — dann ist es nicht zu schwer erkauft. Ja, ich zähle schon jetzt die Tage bis zum Beginn der großen Ferien!"

Hierauf wendete er sich zu Robert und sagte ernst mahnend: „Daß du auf alles wohl acht hast und den Vater bittest, ihn oftmals begleiten zu dürfen. Du mußt mir, wenn ich wieder heimkomme, alles haarklein erzählen. — Mich reut es nur, daß wir nicht schon früher so scharf aufgepaßt haben und ich will künftig großen Fleiß auf das Studium der Naturgeschichte verwenden."

Am nächsten Morgen geleiteten Vater und Robert den Scheidenden zum Bahnhofe; die einstündige Wanderung führte auch durch den Forst. Dabei sang Hubert:

Lieber Wald, grüner Wald,
Muß geschieden sein,
O, so kehr' ich wieder bald
Fröhlich bei dir ein!





Das Maifest im grünen Walde.

Am letzten Apriltage schwebten silberweiße Wölkchen, goldumrändert, am blauen Himmel; sie glichen Frühlingsengeln, welche geschäftig hier und dort aus Bäumen und Sträuchern weiße und rötliche Blüten hervorzupfen wollten. Ihnen nach bereiteten sich die Menschen vor zum Empfange des Wonnemonats Mai, denn weiße Kinderkleider, Röcke und Hosen hingen frisch gewaschen in der Sonne. Vor allem geschäftig ging es auf dem Dorfplatze vor dem Wirtshause zu, wo Bursche und Mädchen den neuen Maibaum aufputzten mit allerlei Schnitzwaren, Rädchen, Schiffen, Sternen, Handwerkszeug, Körben und was sonst in Holz zu schneiden oder von Stroh zu flechten war.

Auch vom Schulhaus her erklangen allerlei Festtöne. Der Lehrer besaß fünf kleine Künstler, vom elfjährigen Eugen, der auf dem Chor bereits die Orgel spielte, bis herab zur dreijährigen Mathilde, welche sich in die Geschwisterreihe stellte, wenn der Vater am Klavier saß, um den Gesang der Kinder zu begleiten. Durch dieses gute Beispiel war die gesamte Dorfjugend musikalisch geworden und behielt auch nach dem Schulaustritt die Gewohnheit bei, zum Sonntagsvergnügen gemeinsam zu singen. Als nun Pfarrer und Lehrer ein Maifest vorbereiteten, wollten sie ebenfalls dabei sein. Wirts Leonhard, der im nahen Städtchen die Fortbildungsschule besuchte, übernahm die Hauptrolle und sagte geheimnisvoll: „Paßt auf, ich hab' was zu sagen!“ — Noch rätselhafter gebärdete sich

des Pfarrers Schwester. Schon seit Wochen hatte sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit Knaben und Mädchen herbeigelockt. Wenn auch der kleine Mund verschlossen blieb, um nicht von der Liste der Auserwählten gestrichen zu werden, so strahlten doch die fröhlichen Gesichter: „Es gibt was Neues!“

Und nun ist der Mai wie ein Königssohn eingezogen. In der ganzen Natur erglänzten Triumphbögen von Blüten und neuen Trieben. Die Wiesen erschienen mit Blumen besäet, das Gras glänzend grün, die Föhren wie geschmückte Weihnachtsbäume, die Fichten und Tannen mit neuen Spitzen, die Birken im silberglänzenden weißen Kleide, das Haupt mit einem Kranze geschmückt, im Moose manch Käferlein, auf den Zweigen die Waldmusikanten und am Horizont die silbernen Wolkenfähnlein. Kann ein Königssohn lieblicher empfangen werden als der Lenz?

Das Kirchthor war geöffnet und die Menschen zogen andächtig in das Gotteshaus, um dem Herrn und Schöpfer der Natur ein Halleluja zu bringen. Dann ging es schnurstracks zum Dorfplatz. Unter Trompetenschall wurde der Maibaum errichtet. Großvater und Großmutter, Eltern und Kinder hielten ihr Tänzchen — bis die Mittagsglocke zum Essen lud, nach dessen Beendigung der Tanz von neuem begann und fortdauerte den ganzen lieben, langen Tag.

Als nach dem Mittagessen die Leute sich wieder um den Maibaum versammelt hatten, sprang Müllers Ferdinand auf ein leeres Bierfaß, damit ihn gewiß alle sehen und hören möchten, und rief:

Der Maienbaum ist aufgericht'
Und hat ein schönes Kleid,
Zwar seine grünen Äste nicht,
Doch blinkendes Geschmeid'.
Er steht nicht mehr im stillen Hain,
Er steht im Dorfe drin,
Und soll ein gutes Zeichen sein
Von einheitsvollem Sinn.

Des Wagners und des Müllers Rad,
Des Schmiedes Egg' und Pflug,

Des Krämers Elle kerzeng'rad',
Des Bräuers Deckelkrug,
Des Schneiders Scher' und Schusters Leist',
Des Bauern volles Haus
Mit Ochsen Pferden Schweinen feist
Stellt sich den Blicken aus.

Der Baum ist unsres Dorfes Zier!
Er steht mit seinem Putz
In jedem Wind und Wetter hier
Allein in Gottes Schutz.
Und alles Gott empfohlen sei
Fürs ganze lange Jahr!
Drum jubelt auch am ersten Mai
Ein lautes Hoch ihm dar!

Das war etwas Neues und alles stimmte ein und schwenkte die Hüte; es wollte kein Ende nehmen, bis die Aufmerksamkeit wieder auf etwas andres gelenkt wurde. Vom Pfarrhof tönte Musik, immer näher und näher. Zuerst erschien der Pfarrherr und dann der Lehrer mit strahlend glücklichen Gesichtern, als ob sie selbst noch dem „Lebensmai" angehörten. Dem Maienzug voran schritt stolz dreinschauend Lehrers Eugen in blauem Kittel, weißen Hosen, um Mund und Kinn einen mächtigen schwarzen Bart, in der Hand den Musikstock mit goldenem Knopfe hoch emporhaltend. In gleicher Weise aufgeputzt folgten die kleinen Musikanten mit Trommeln, die wie im Generalmarsch klangen. Und nun kamen zwei Knaben und zwei Mädchen im eignen Feststaate. Sie trugen in Gabeln auslaufende Stangen mit Bändern umwunden, an denen gleich dem Maibaum allerliebste Preisgeschenke hingen.

Jetzt gab es eine neue Abteilung. Ein weißgekleidetes Mädchen strotzte von Kopf bis zu Fuß ganz in Blumen und hielt einen Blumenstab in der Hand; auf einem goldenen Brustschilde aber stand geschrieben: „Flora!"

Der Blumenkönigin Flora auf dem Fuße folgten ein halbes Dutzend Bannerträger und dann eine ganze Maskerade von kleinen Bäuerinnen

in schwarzem Mieder, schneeweißen Hemdärmeln, kurzen Röcken mit bunten Bändern eingefaßt, Sicheln und Dreschflegel in den Händen. Ihnen schloß sich die gesamte Dorfjugend vom kaum laufbaren Kinde bis zum militärpflichtigen Burschen an.

Als der Festzug dem Maibaum nahte, wurde er vom schmetternden Tusche der Dorfmusikanten begrüßt. Der dicke Wirt und seine Ehehälfte traten mit schäumenden Bierkrügen vor den Pfarrer und Lehrer. Die beiden Herren mußten mit tüchtigen Zügen Bescheid thun. Da rief der hochwürdige Greis:

„Lustig in Ehren,
Wer will's verwehren?"

Alles jubelte und laut schallendes Gelächter ertönte, als dann der Lehrer mit den Worten:

„Einen Tanz in Ehren,
Wer kann's verwehren?"

sich der dicken Wirtin nahte und sie um den Maibaum drehte.

Jetzt aber gab der Tambour wieder das Zeichen zum Abmarsch und Trommelschlag; fort ging es, hinaus über Auen und Saatfelder zum maigrünen Wald, an dessen lieblichem, blütenduftigem Saume nun die Kemnatshofer Jugend ihr Lager aufschlug.

Die Bannerträger stießen die Schäfte in den weichen Grasboden und die Musikanten scharten sich gruppenweise um die Trommeln. Rechts und links wurden die Festgaben aufgestellt und es bildete sich ein Halbkreis, denn Försters Marie als Blumenkönigin gab mit dem Stabe ein Zeichen, daß sie eine Anrede halten wolle. Alle lauschten, als sie sprach:

„Seid mir willkommen, ihr lieben Leut',
Zur Lenzesfeier im Walde heut'.
Ich lade euch alle, klein und groß,
Zu rasten im weichen, grünen Moos.
Ich lade euch alle mit meinem Kranz
Zum fröhlichen Spiel und schwebenden Tanz.
Die Vögel aber und Käferlein
Sie laden euch alle zum Singen ein,
Weil ihm, der so herrlich geschaffen die Welt,
Ein fröhlich dankendes Herz gefällt!"

Sogleich trat Lehrers Otto hervor und hob den Arm zum Takte, worauf die ganze Jugendschar das allgemein beliebte Königslied anstimmte.

Nun war die Maienfeier eröffnet. Pfarrer und Lehrer gaben die verschiedenen Spiele für Knaben und Mädchen an: Baumklettern, Sacklaufen, Eierlaufen, Wettlaufen, Blindekuh, leih' mir die Scher', Königsbrücke, Wettrennen u. s. w., wobei der Lehrer jedesmal die Sieger verzeichnete. Nach einer Stunde hatten, o Wunder! alle gewonnen und erhielten ihre Preise. Dann ertönten aufs neue die in den Singstunden eingelernten Lieder, bis plötzlich der Gesang durch etwas vom Dorfe Herankommendes unterbrochen wurde. Es war ein mit Tannenzweigen geziertes Wagen, worauf ein Faß stand, umgeben von Körben. Auf dem Bocke saß als Lenker des Meisters Langohr ein Gnome mit der Kapuze über dem Kopfe und hieb darauf los. Sogleich sprangen die Kinder jubelnd entgegen und schoben rückwärts am Wagen.

Leonhard hatte bereits unbemerkt, in geringer Entfernung von Bäumen verdeckt, eine Wirtschaft mit Hilfe seiner Kameraden errichtet. Der Wagen fuhr auch dorthin, wurde abgeladen und es kamen reichliche Schätze von Brotstücken, Würsten und Käse zum Vorschein.

Pfarrer und Lehrer ordneten die Lagerung in kleinen Gruppen. Dann liefen junge Kellner und Kellnerinnen ab und zu, um jedes zu versorgen. Das war ein Jubel ohnegleichen; man hörte nichts mehr von Vogelsang, nur von schreienden und lachenden Kinderstimmen.

Plötzlich ertönte von einem Baume herab Trommelwirbel. Alle fuhren von ihren Sitzen empor; sogar der Pfarrer und Lehrer suchten überrascht, woher der Ton komme. Noch einmal — und Leonhard wurde entdeckt.

Hier stand er auf einem Aste, aufrecht und keck, seinen Arm um den Stamm geschlungen. Alle lauschten, aller Augen blickten nach ihm, als er begeistert, mit laut schallender Stimme Vortrag hielt:

Gleichwie das Kind mit fröhlicher Gebärde
Aus seinem langen Schlummer auferwacht:
Hat auch der **Frühling** seine **Mutter Erde**
Mit hellen Augen wieder angelacht.

Doch schon nach wenig kurzen, stillen Tagen
Ist er zur vollen Jugendkraft gereift,
Er stieg in seinen gold'nen Sonnenwagen,
Und seine Seele durch die Auen schweift.

Der harte Boden öffnet seine Thore,
Das Gräservolk drängt eilig sich heran,
Die zarten Halme spitzen ihre Ohren,
Der Frühling hat es ihnen angethan.
Zu Ende ist des Winters Langeweile,
Sie springen all heraus mit einem Mal,
Und stehen enggeschart in freud'ger Eile
Nun lachend in dem off'nen Wiesenthal.

Und ihre Kleidchen ziehen an die Blüten,
Zuerst der Frühlingstaufe weiß Gewand,
Dann schmücken sie das Haupt mit gelben Hüten
Und zieren sich mit saftig grünem Band,
Mit Perlen und mit klaren Edelsteinen
Als wie ein zauberhaftes Elfenheer;
Das Auge staunt entzückt, man könnte meinen,
Daß in dem Walde ewig Festtag wär'.

Doch auch die zarten Sänger im Gefieder
Erscheinen, wie des Frühlings Ruf erklingt.
Die Drossel gibt das erste Zeichen wieder,
Im Takt sie ihre beiden Flügel schwingt
Das hören all die kleinen Zunftgenossen,
Denn alle stehen in des Frühlings Sold;
Im Äther und auf grünen Baumessprossen
Beginnt der Sänger Jubel wunderhold.

Das graue Mäuslein kriecht aus seiner Feste,
Die Schnecke macht sich wieder auf den Weg,
Aus weiter Ferne kommen Storchengäste,
Die Reh' und Hirsche dringen durchs Geheg'.
Im dunklen Weiher quaken Frösch' und Unken,
Die Fische sonnen sich auf heller Flut,
Der Sonne Pracht und ihre gold'nen Funken
Beleben alles rings mit neuem Mut.

Plötzlich kam eine Stimme aus einem andern Baumwipfel und Försters Robert trug vor:

Auch wir, geliebte, junge Schulgenossen,
Gehören einem Lebensfrühling an;
Drum soll der Geist auch wieder kräftig sprossen
Und Früchte tragen auf des Lernens Bahn.
Das heut'ge frohe Maienfest belebe
Uns all mit Eifer, Mut und Zuversicht,
Daß jeder junge Geist entfaltend strebe
Zur Blüte, Reife, Klarheit und zum Licht.

Ich heb' empor nun diesen Kelch der Blume,
Als ob er sei gefüllt mit gold'nem Wein,
Zu unsrer Lehrer Preis und Dank und Ruhme
Soll nun ein Hoch ertönen durch die Reih'n.
Es widerklinge in des Frühlings Hallen
Und steige höher in den Äther noch!
Ja, laßt aus tiefster Brust den Ruf erschallen:
„Geliebte Lehrer, Hoch! und dreimal Hoch!"

Die Kinder schrieen nicht nur dreimal, sondern endlos fort, bis der Pfarrer das Zeichen zum Aufhören gab, die beiden von den Bäumen heruntergestiegen waren und alles sich um sie drängte.

Der Pfarrer lächelte und sagte zu Leonhard: „Nur etwas gar zu hoch! — Nun, der Lehrer und ich haben's verstanden."

Krämers Lorenz trat zu Schusters Lise, welche in der Schule zu vorderst saß und fragte leise: „Gehört hab' ich's auch, wenn's noch so hoch oben gewesen ist; — aber — du — was hat der Leonhard denn eigentlich gesagt?"

„Nun, halt etwas vom Mai!" entgegnete diese und fügte bei: „So genau weiß ich's auch nicht. Aber gelt, schön ist's gewesen, ich hätte geradezu weinen mögen."

So erlustigte sich die Kemnatshofer Schuljugend am Waldessaume und tiefer liefen die Knaben in die belaubten Hallen, um Räuber oder Zigeuner zu spielen, die Mädchen aber pflückten Blumen und flochten

Kränze für das liebe Gotteshaus. Da rollte auf der Fahrstraße, zunächst der Hammerschmiede, ein großer Gesellschaftswagen gegen jenen Teil des Waldes.

Man hätte die jungen Insassen leicht für wandernde Schauspieler halten können, so herausgeputzt waren die Dämchen von acht bis zwölf Jahren. Jede stellte zur Ehre des Frühlings eine andre Blumenart vor und trug Haar und Kleid damit geziert. Es gab ein grünweißliches Schneeglöckchen, ein goldgelbes Himmelsschlüsselein, ein rötlichweißes Gänseblümchen, ein dunkelblaues Veilchen, ein rotes und gelbes Heckenröschen, ein silberweißes Maiglöckchen, ein blaues Vergißmeinnicht, dann Glockenblumen aller Art, sogar grüne Blätter, Epheu, Farnkräuter, ja ein Schwämmerling war auch darunter. Am schönsten prangte die Flora, auf deren Kleid und Haar sich alle Blumen niedergelassen hatten. Diese Festkönigin war Alwine, das einzige Töchterlein der reichen Baronin Werther von Wendenstein, welche das Maifest angeordnet und Alwinens Gespielinnen dazu eingeladen hatte. Der Wagen wurde von einem Livreekutscher gelenkt, ein gleichartiger Bedienter saß daneben, und hinter den geputzten Mädchen schaute die Baronin vergnügt auf die lustige Gesellschaft.

Der Wagen hielt am jenseitigen Waldessaume; der Bediente hob große Körbe heraus nebst zahlreichen Teppichen und Tüchern, dann fuhr der Kutscher von dannen mit der Weisung, abends 7 Uhr wieder einzutreffen.

Und jetzt entfaltete sich hier ein Fest ganz andrer Art, als das vorher beschriebene, wohl eine Stunde entfernt davon.

Königin Titania schien von Elfen und Feen umgeben sich hier niedergelassen zu haben, Teppiche waren über Moos und Gras gebreitet, Zelte errichtet, um die Sonnenstrahlen vom weißen und rosigen Teint der Kinder abzuhalten. Johann bedeckte mehrere abgehauene Baumstämme mit weißem Damast; feine Porzellanteller wurden herumgereicht, geschliffene Kelchgläser blinkten farbenbrechend in der Sonne und Torten wie Süßigkeiten, Milch, Limonade, Himbeersaft, Selterwasser mit Wein und Zucker standen reichlich aufgestapelt.

Als sich die Mädchen sattsam gelabt hatten, wurde gespielt; es waren hübsche, selbsterfundene Spiele von einer Königin mit ihrem Hofstaate,

welche den fürstlichen Besuch hoheitsvoll entgegennahm, wobei viele Verbeugungen gemacht und viele glatte Redensarten gewechselt wurden. Dann gab es eine Tanzgesellschaft; auch eine Braut, von deren Bräutigam nur mit „Königliche Hoheit“ gesprochen wurde, und selbstverständlich bekam Alwine stets die Hauptrolle. Um den Kindern keinerlei Zwang aufzulegen, spazierte inzwischen die Baronin mit einem Buche in der Hand den Saum des Waldes entlang und auch Johann belustigte sich auf seine Weise mit Eichkätzchen, die er von Baum zu Baum jagte.

Während die Stadtkinder sich an solchen vornehmen Spielen ergötzten, stand dicht daneben, im Gebüsche versteckt, ein Mädchen ganz andrer Art, Verene, das Enkelkind der Kräuterliese. Auch Verene feierte ihr Maifest im Walde, freilich sehr einsam im Alltagsröckchen, doch vergnügt im Moos nach Käfern suchend und Blumen pflückend.

Als sie der lieblich geschmückten Mädchen ansichtig wurde, klopfte ihr vor Überraschung das Herz und ganz ungestüm regte sich in ihr das Verlangen, näher zu treten. Die Versuchung wurde übermächtig, sie wagte sich Schritt vor Schritt vorwärts, immer zwischen Gesträuchen versteckt, und als die Dämchen zum Ringelreihen antraten, einander die Hände reichend, zupfte sie Alwinen am Kleide, wobei sie das Unglück hatte, eine bereits geknickte Rose vollends abzubrechen.

Fast entsetzt über diesen Eindringling, stieß Alwine einen Schrei aus. Er lautete wie „Pfui!“ und dann folgte ein verdächtiger Blick, begleitet von der Frage: „Was willst du hier, du häßliches Mädchen?“

Verene wich erschrocken zurück und kroch in den Schutz des Gesträuches. Alwine beugte sich zur geknickten Knospe und zeigte diese entrüstet ihren Gespielinnen. Da verließ „das Veilchen“ den Reihen und lief gegen die Versteckte mit dem Schrei: „Pack' dich gleich fort!“

Nun aber wurde Verene blutrot vor Zorn und entgegnete keck: „Ich hätte nur gern mitspielen mögen; nun aber mag ich gar nicht mehr.“

Jetzt kam auch „Vergißmeinnicht“ herzu und sagte beschwichtigend! „Laßt doch das braune Mädchen mitspielen. Wißt ihr, sie könnte ein Zigeunerweib vorstellen, das etwas gestohlen hat und dann nehmen wir sie gefangen; Johann muß den Polizeidiener machen.“

Diese Worte, in echtem Spielscherze gesagt und gar nicht böse gemeint, fuhren wie spitze Dornen in Verenens Herz und sie rief: „Ich hab' nichts gestohlen! ich lasse mich nicht vom Polizeidiener einsperren! ich geh' zu meiner Großmutter und verklag' euch. Die sagt's dem Herrn Förster, dann müßt ihr fort aus unserm Walde."

Ohne einen weiteren Augenblick zu säumen, enteilte Verene. Aber schon nach hundert Schritten hielt sie zögernd inne und kroch ins Dickicht, wo sie bitterlich über die empfangene Schmach weinte. Nachdem sie sich das junge Herz leicht geweint hatte, kam wieder die kindliche Neugierde über sie, es war doch gar zu schön gewesen! Nein, sie wollte nicht heimlaufen, sondern alles mit ansehen.

Wie ein Eichkätzchen, so behende, kletterte sie an einer Föhre hoch hinauf, unbesorgt um ihr Röckchen; was kam es auch viel auf ein weiteres Loch darin an? Von diesem Standpunkte konnte sie alles sehen, sogar in ziemlicher Entfernung eine vornehme Frau, welche im Dahinwandeln las, und einen Mann, der gewiß ein Polizeidiener war. Die Mädchen spielten „Blindekuh" und die allerschönste rannte mit verbundenen Augen umher. Wenn ihre Hand schon eines am Kleide gefaßt hatte, entschlüpfte es ihr wieder und dadurch glich sie der gejagten Wespe. Plötzlich stieß sie mit aller Gewalt den Kopf an einen knorrigen Baumstamm, taumelte und fiel bewußtlos zur Erde. Alle eilten herbei, riefen sie an, doch sie regte sich nicht und gab kein Lebenszeichen. Nun schrieen sie verzweifelt durcheinander: „Alwine ist tot! zu Hilfe! zu Hilfe!"

Ebenso behend, wie Verene am Baum emporgeklettert war, rutschte sie herunter und eilte geradeswegs gegen den Waldessaum, wo die Dame ahnungslos weilte und wiederholte den Ruf: „Zu Hilfe! zu Hilfe!" — Diese erbleichte vor Schrecken und fragte mit bebender Stimme: „Was ist geschehen?" — „O, kommen Sie schnell, Euer Gnaden!" bat Verene und eilte voran, Frau Baronin Werther von Wendenstein aber folgte ihr in wahrer Todesangst.

Die Verwirrung unter den Mädchen war groß, auch die Baronin hatte alle Geistesgegenwart verloren, indem sie ihr eignes, einziges Kind

auf dem Boden regungslos liegen sah. Sie befahl, Johann soll augenblicklich in die Stadt eilen, den Arzt und den Wagen holen. Als er ging, rief sie ihn zurück, rang die Hände und jammerte: „Das dauert zu lange. Was fang' ich inzwischen mit Alwinen an? Ist denn kein Haus in der Nähe?"

Jetzt wagte Verene vorzutreten und sagte schüchtern: „Meine Großmutter wohnt kaum zweihundert Schritte weit, aber es ist nur eine Hütte."

„Gott sei gedankt!" rief die geängstigte Mutter und befahl Johann, ihr Kind recht behutsam auf den Arm zu nehmen und dahin zu tragen. Dann sagte sie zu Verene: „Zeig' uns den Weg, liebes Kind! Du bist unser rettender Engel."

Freudeglühend rannte Verene der nachstürmenden Mädchenschar voran, die Mutter ging mit ängstlichem Blicke neben Johann, welcher behutsam die kleine Leidende trug.

Auch die alte Liese feierte das Maifest auf ihrem Hausbänkchen und ruhte dort ein Stündchen. Sie hatte allen Grund, sich über den beginnenden Frühling zu freuen, denn der Waldesschoß war ihr Erntefeld. Sobald sie den seltsamen Zug heraufkommen sah, erkannte sie sogleich die Baronin, welche ihr die Schwämme abzukaufen und niemals zu kargen pflegte, im Gegenteil, meist großmütig etwas mehr darauf legte. Freudig erhob sie sich vom Bänkchen, schlug jedoch bei Johanns Anblick die Hände jammernd zusammen und rief: „Um Gotteswillen, was ist geschehen?"

Verene, die den ganzen Vorgang vom Baume aus überschaut hatte, erzählte eiligst die Geschichte, während die Alte in die Hütte voran ging und Alwine auf das grob bezogene Bett gelegt wurde. Da lag sie noch immer bewußtlos, kein Lebenszeichen stellte sich ein, selbst der Puls schien still zu stehen. Die Kräuterliese schüttelte den Kopf und nahm aus ihrem Waldschränkchen das Fläschchen mit Enzian und tröpfelte dem Mädchen davon zwischen die Lippen. Hierauf rieb sie die Schläfen und die bereits hoch aufgeschwollene Stirn mit Essig, ebenso die Pulsadern, und ein tiefer Atemzug hob sich aus der Brust des Kindes. Nun tröpfelten aus dem Mutterauge Thränen um Thränen und auch die Mädchen weinten und schluchzten. Da kam Alwine zu sich, sah verwundert in der Stube umher, ihre Blicke suchten und hatten endlich das Gesuchte gefunden: Verene,

welche schüchtern in der Ecke der eignen Heimat stand. Nun legte sich Alwine an die mütterliche Brust und weinte selber bitterlich.

Die Baronin neigte erschrocken das Gesicht zu ihrem Kinde und fragte: „O, thut's denn gar so weh, mein armer Liebling?“ Die aber schüttelte wie verneinend den Kopf, von welchem der Kranz gefallen war, und flüsterte: „O Mama, das ist's nicht. Es thut schon weh; aber noch viel, viel weher thut's hier.“ Dabei legte sie beide Hände auf ihr Herz.

„Gott erbarme dich meiner! sie hat sich auch innerlich verletzt!“ stöhnte die Baronin.

Doch Alwine sagte kopfschüttelnd: „O nein, Mama! — Es schmerzt mich da drinnen, weil ich gegen das arme Kind dort so hochmütig gewesen bin.“ — Sie vermochte nicht weiter zu reden und brach neuerdings in Thränen aus. Dazwischen sagte sie: „Und jetzt — lieg ich im Bett dieses Kindes — und Verene ist so gut, und o, ich bin gar so böse!“

Liebevoll beschwichtigend sprach die Baronin zu ihrer reuigen Tochter. Nach einer Weile winkte sie Verenen herbei. Diese kam schüchtern und errötend, als ob ganz allein an ihr die Schuld liege.

Wie wundersam hatte sich alles in so kurzer Zeit verändert; aber Verene wußte kaum noch etwas von der erlittenen Schmach, und als die Baronin zu ihr sagte: „Alwine bereut, daß sie so unfreundlich gegen dich gewesen ist; willst du ihr gütig verzeihen, Kleine?“ — da perlte es in Verenens Augen und sie stotterte: „Es ist ja gar nicht der Mühe wert!“ — Die Kranke aber ergriff des Mädchens Hand und ehe diese sich's versah, drückte sie einen heißen Kuß darauf. Verene erschrak und sank vor dem Bett auf die Kniee, mit emporgehobenen Händen, gleichsam um Verzeihung bittend. Da legte das zunächst stehende „Veilchen“ den herabgefallenen Kranz auf Verenens blonde Haare. Wie schön und fast verklärt diese aussah und wie selig das Gesichtchen glänzte! Alwine zog sie zum Bette empor und bat leise: „Bleib' bei mir, ganz nahe, damit ich weiß, daß du mir auch gewiß verziehen hast! — O mein Kopf, o mein Herz!“

Es war eine liebliche Gruppe, und alle teilten die Rührung, alle suchten ihren begangenen Hochmutsfehler wieder gut zu machen. Bald rollte der Wagen heran, der Arzt trat ans Bett, untersuchte den Kopf,

fühlte den Puls und erklärte es als eine sehr heftige Gehirnerschütterung, welche der sorgfältigsten Pflege bedürfe, dann würde alles noch gut werden.

Alwine wurde mit Vorsicht und Zartheit in den Wagen gehoben, die Mädchen drängten sich eng zusammen, Johann mußte gehen, denn der Arzt setzte sich neben den Kutscher und lenkte selbst die Pferde Schritt vor Schritt.

Verene und die Kräuterliese gingen eine Strecke neben dem Wagen her, und Alwinens Blicke ruhten fortwährend auf dem armen Mädchen. Die Mama verstand diese stumme Sprache und sagte, als der Arzt den beiden zur Umkehr zuwinkte:

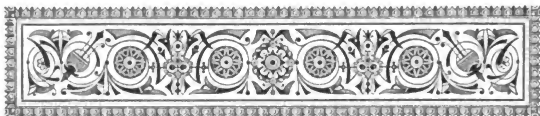
„Morgen kommt der Wagen wieder heraus, um Verene als Krankenwärterin abzuholen, nicht wahr, Herr Doktor?“

Dieser nickte zustimmend und die Baronin fragte: „Ihr gestattet es doch, Liese, und du, Kleine, weigerst dich nicht zu kommen?“

„Ja, ja“, nickten beide, denn das Rollen des Wagens übertönte ihre Stimme. Lange noch blieben sie stehen und blickten ihm nach.

Und nun lagerte sich der Abend über Wald und Flur, die Glocken läuteten nah und fern; dort drüben zog die Kemnatshofer Schuljugend heimwärts und sang in vollem Chore ein Abendlied, das Dankgebet für diesen ersten Mai.





Das Aufrichten des Kohlenmeilers.



Die Schulprüfung in Kemmatshofen war glänzend verlaufen, und wenn die Kinder auch nicht so vorzüglich geantwortet hätten, so würden sie sich doch mit Erfolg herausgesungen haben. Als Zeichen hiervon mußte gelten, daß auf dem Heimweg der Bezirksamtmann, welcher die Prüfung überwacht hatte, ein Kinderlied in wohlthuender Jugenderinnerung vor sich hinsummte. Robert hatte den ersten Preis davongetragen und die lehrreiche Erzählung: „Der Köhler von Valencia“ erhalten. Nun gab es genug Mußezeit zum Lesen, denn die Sommerschule dauerte nur von 8 bis 10 Uhr, jeder Nachmittag war frei. Er vertiefte sich also gänzlich in sein Preisbuch und faßte plötzlich ein reges Interesse für die Köhler, an denen er früher gleichgültig vorüber gezogen war. Jetzt spähte er förmlich nach rußigen Männern und ärgerte sich, wenn es „nur“ ein Hufschmied oder ein Schlotfeger war.

Der Vater lächelte über den Knaben und sagte: „Ich weiß zwar nicht, was in deinem Preisbuch vom Köhler aus Valencia steht und ob er mit unsern Kohlenbrennern Ähnlichkeit hat. Aber ein beachtenswertes Geschäft ist es immer, und du kannst dich ja selbst überzeugen, denn morgen wird in unserm Forst ein Meiler aufgerichtet werden.“

Robert sprang empor, als ob er keine Stunde versäumen wolle und steckte zur Vergleichung sein liebes Buch in die Tasche.

„Gemach, gemach!“ sagte der Förster. „Erst heute Nachmittag wollen wir uns auf den Weg machen und die Kohlenstätte besuchen. Wenn du mich begleitest, mußt du jedoch die Sache etwas gründlich nehmen und Geduld haben. Vielleicht langweilt es dich, da du gewiß kein Kohlenbrenner und wohl auch kein Förster werden willst; du sprichst ja immer vom Oberst und General.“

Robert erwiderte eifrig: „Das war früher, bevor Hubert ein Jäger werden wollte. Nun hat er sich fest dazu entschlossen, und was der eine wird, das wird auch der andre von uns beiden.“

„Dann mußt du allerdings etwas von der Kohlenbrennerei verstehen; je anschaulicher du es lernst, desto besser: es bleibt fürs ganze Leben haften. Also gehen wir nachmittags in den Wald, wo eben das Holz zum Verkohlen herbeigeschafft wird.“

Robert aß heute Mittag so schnell, daß die Mutter es ihm verwies und der Vater lächelnd sagte: „Deiner Hast wegen kommen wir doch nicht rascher fort.“ Aber es freute ihn die Wißbegierde seines Knaben, und er beeilte sich selbst, verzichtete auf sein Verdauungsschläfchen, hing die Flinte über die Schulter und bald befanden sich beide in Waldls Begleitung auf dem Wege. Bei ihrer Wanderung fragte Robert, nach welcher Richtung sie gingen, und der Förster erklärte:

„Natürlich gegen Osten. Auf die Wahl des Ortes kommt viel an, es muß dabei manches beachtet werden. Am besten wählt man eine alte Kohlenstätte mit Unterlage von Kieskalkboden und Dammerde. Sie muß gegen den Wind geschützt sein, Wasser in der Nähe haben und die Zufuhr des Holzes sowie die Abfuhr der Kohlen darf nicht erschwert sein.“

Nun fragte Robert, welche Holzarten denn zum Verkohlen genommen würden. Der Förster erklärte: „Fast jede, selbst Nadelholzzapfen sind verwendbar. Nur muß das Holz trocken und fast zwei Jahre an luftigen, sonnigen Orten gelegen sein. Ferner darf nur gleichartiges Holz mitsammen verkohlt werden, also entweder Eichen, Buchen, Ulmen, Eschen, oder Birken, Erlen, Ahorn; oder ferner Pappeln, Weiden, Salweiden, Linden; oder endlich Fichten, Weißtannen, Kiefern, Lärchen. Unser Meiler dort besteht aus den letzteren Holzarten.“

Als sie dem bezeichneten Platze näher kamen, hörten sie Axtschläge und Robert sah den Vater erstaunt an, denn er hatte von längst gefälltem Holze gesprochen.

Dieser sagte: „Wenn das Stamm- und Scheitholz einen Fuß im Durchmesser hat, muß es einmal gespalten werden; dickeres noch öfter; Zacken und Äste sind zu beseitigen, damit die Schichtung gleichmäßig und fest geschehen kann. Zum Ausfüllen der Zwischenräume benutzt man kleines Wurzelholz, aber in möglichst regelmäßiger Form, dazwischen noch Prügel und Knüppel in Bündeln zusammengefügt, zum Einfügen. Du siehst also, daß Axt, Beil und Säge dort noch genug zu thun haben.“

Und jetzt standen sie an Ort und Stelle. Es war ein prächtiges Bild, welches sich ihren Blicken zeigte. Rings im Umkreise gruppierten sich die dunklen Föhren, bald eng verschlungen wie zwei Freunde oder ein Ehepaar, und dann wieder um sie geschart die junge, heranwachsende Familie. Auch einzelne Föhren mischten sich darein, Blumen und Gräser schimmerten durch die grünen Hallen und die Sonne warf ihre Strahlen auf die schwarze Stätte, daß sie sogar da und dort leuchtete. Ein Holzhauer war eifrig an seinem Werke beschäftigt, damit dem Kohlenbrenner sein Bedarf möglichst nahe zur Hand läge. Der Köhler selbst baute emsig an seiner Hütte, welche ihm zum Aufenhalt diente, während der Meiler rauchte. Kaum mannshoch, beinahe ebenfalls einem Meiler ähnlich, mit Fichtenweiden und Rasen bedeckt, stand dieser Schlupfwinkel zunächst einer gewaltigen Fichte. In der Mitte der Hütte befand sich ein Herd aus Steinen gefügt und an der Seite die Bank. Neben der Hütte war ein buchenes Brett aufgehängt, um durch Anschlagen mit einem hölzernen Hammer den schlafenden Köhler zu wecken und zum Beistand zu rufen, da man niemals den Meiler außer acht lassen darf. Daneben lagen des Köhlers Handwerkszeuge: Plattschaufel, Spitzhacke zum Rasendecken, eine gekrümmte Ziehhacke zum Kohlentragen, ein Rechen mit eisernen Zinken, ein gewöhnlicher Rechen, ein Handkarren, ein hölzerner Schlegel, Wahrhammer genannt, eine hölzerne Schaufel mit zugespitztem Stiele zum Stechen der Rauchlöcher, ferner Füllfässer, Wassereimer und eine Steige, um an dem Meiler hinaufzusteigen.



„Nun, wie steht's, Meister Bäumler? Kann morgen das Richten des Meilers begonnen werden? Ich möchte Euch gern dazu einen Lehrling, meinen Robert, bringen!“ so redete der Förster den Kohlenbrenner an.

Der Köhler war ein kräftig gebauter Mann mit freundlichem Gesicht. Er lüftete den grauen, zerknitterten Filzhut und sagte: „Der junge Herr soll mir als Lehrbub' willkommen sein! Denke aber, der hat was Besseres vor sich als solch ein rußiges Geschäft und dazu keine Ruh' bei Tag und Nacht. — Nun, wir wollen vorerst den Platz in Augenschein nehmen.“

Sie betraten die alte schwarze Kohlenstätte, wo reichlich die Stubbe lag: das zurückgebliebene Gemisch von kleinen Kohlen, verbranntem Laub, Moos und durchbrannter Erde. Der Köhler deutete darauf hin und erklärte dem aufhorchenden Robert:

„Das da ist gut, junger Herr! Wenn's nicht schon vorhanden wär', müßt' ich zur Aufbesserung der Kohlstätte sie mir verschaffen und mit Erde vermengen, am besten einen Fuß hoch. Nun verbrennen wir nur Reisig und zerstreuen die Asche. Wir müssen eine Erhöhung machen, damit der Regen dem Meiler nicht schadet. Wenn das nicht sein könnte, thät' es auch ein rings herumlaufender Graben zur Ableitung des Regenwassers.“

Meister Bäumler holte von seiner Hütte eine Hacke und gab Robert eine zweite, indem er lächelnd sagte: „Nun, Lehrbürschlein, wollen wir gleich ans Abschinden gehen und die Stätte aufhacken. So, frisch darauf los! — Dann kommt der Rechen an die Reih', um alles Gestrüpp, Moos, Gestein und Wurzelwerk zu entfernen.“

Der Förster nickte seinem eifrig hackenden und rechenden Knaben zu und begab sich tiefer in den Wald hinein. Unserm Robert verflog die Zeit um so rascher, da auch der fünfzehnjährige „Kohlstephel“, Bäumlers Sohn, zur Arbeit sich einstellte und neue Lustigkeit mitbrachte. Als sie fertig waren, schlug der Köhler in der Mitte des Platzes einen Pfahl, welchen er den Quandelpfahl nannte, legte an diesen eine Stange und zog mit derselben einen Kreis, der im Durchmesser etwa drei Meter hatte. Dann bemerkte er gegen Robert gewendet:

„So, das ist die Größe des Meilers, in welchem vier bis fünf Klafter Holz verkohlen.“

Robert verwandte kein Auge vom Köhler. Dieser schlug nunmehr, etwa einen halben Meter vom Quandelpfahl entfernt, drei armsdicke Quandelstangen und umflocht diese mit Reisig, so daß ein hohler Raum, der Quandelschacht, entstand, den er mit Bränden, Spänen, Kohlen anfüllte. Nun atmete er nach vollbrachter Arbeit tief auf und sagte: „Alles ist vorbereitet; morgen kann das Richten des Meilers angehen."

Inzwischen war der Förster zurückgekommen, besah sich alles, plauderte mit Bäumler und Stephel und trieb Robert zum Abzug, nachdem er ihm erlaubt hatte, zur verabredeten Zeit am nächsten Tage beim Richten des Meilers zugegen zu sein.

Auf dem Heimwege und zu Hause suchte Robert durch Fragen und Antworten sich über die Bedeutung der Köhlerei zu unterrichten. Der Vater sagte: „Du hast oft genug in der Hammerschmiede das lustig aufflackernde Feuer gesehen, vom Blasebalg tüchtig angefacht, während der Schmied mit der Zange ein Stück Eisen hineinschiebt, es glühend herauszieht, auf den Amboß legt, den Hammer schwingt, daß die Funken in Sprühregen umherfliegen und das harte Eisen ganz nach Belieben formt und schmiedet. Dazu braucht er Kohlen, denn das Holz gäbe lange nicht genügende Hitze, und die Kohlen werden in dem Meiler bereitet.

„Das Holz besteht nämlich aus Kohle, Wasserstoff und Sauerstoff. Durch die sogenannte Kohlenbrennerei verbrennt im Holz der Wasser- und Sauerstoff, die Kohle jedoch bleibt zurück. Freilich wird auch davon viel verzehrt, so daß von 100 Pfund Holz nur etwa 20 Pfund Kohle zurückbleiben. Damit nun das Holz im Meiler nicht verbrennt, sondern nur Sauer- und Wasserstoff verzehrt werden, muß der Köhler Tag und Nacht wachen, Holz zulegen, weil beim Zusammenfallen des verkohlten Holzes ein leerer Raum entsteht, und infolgedessen auch das verkohlte Holz in Flammen aufginge.

Damit man mehr Kohlen erhält, läßt man den Meiler lieber gar nicht zu lange glühen, wodurch die sogenannte Rotkohle entsteht.

Es wird dir begreiflich sein, daß die von Sauer- und Wasserstoff freie Kohle stärker erhitzt als das unverkohlte Holz, gleichwie reiner Wein stärker ist als mit Wasser gemischter. Zum Erglühen des Eisens aber

braucht man wahrlich einer starken Hitze. Für das Herstellen von Draht und Blech zieht man Fichtenkohle vor; Eichenkohle prasselt zu sehr und ist nicht zum offenen Feuer brauchbar."

Am folgenden Morgen hatte Robert sich vor Meister Bäumler auf der Kohlenstätte eingefunden. Bald kam der Meister, begleitet von seinem Bruder Hansjörg und dem Stephel. Sie freuten sich über Roberts Eifer und opferten, auch dem gefälligen Förster zu lieb, gern etwas von ihrer Zeit, um nötigenfalls eine Erklärung abzugeben.

Der Kohlenbrenner sagte: „Mach' deine Augen auf und schau, was geschieht, dann lernst du es am leichtesten verstehen!"

Sie legten an den Quandel die Scheite mit der Spitze zu, wodurch die Gestalt sich abrundete. Zunächst dem Quandel benutzten sie das trockenste, leicht brennbare Holz, die Spaltseite immer gegen das Feuer, in die zweite Schicht kam das stärkste und nun die Spitze nach unten gekehrt, um die Scheite fest ineinander zu passen. Jeder Zwischenraum wurde mit geringerem Holze ausgefüllt, und der Köhler bemerkte dabei gegen Robert: „Je mehr Zwischenräume ein Meiler hat, um so eher entsteht Gefahr, daß er in Brand gerät!"

Jetzt war der Meiler bis auf die Haube fertig. Sie rasteten und wischten sich den Schweiß von der Stirn, und Meister Bäumler erklärte seinem Lehrjungen, wie er Robert nannte:

„Die Haube schließt den oberen Teil des Meilers. In demselben legen und stellen wir das Holz und verwenden dazu, schön gleichmäßig verteilt, das geringste. Zur äußersten Haube wählen wir die plattesten Scheite und legen sie ganz flach. Die übrig bleibende Öffnung, ein Fuß im Durchmesser, heißt Schacht und bleibt zum Anzünden offen. Nun vorwärts, daß der Meiler bald holzgerecht dasteht!"

Endlich war die Holzarbeit des Meilers vollendet, und sie betrachteten mit Stolz ihr Werk. Eben läutete auch in Kemnathofen die Mittagsglocke, und im Gebüsche rasselte es, die Zweige teilten sich und in der Lichtung erschien ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, in jeder Hand einen Krug tragend. Neben ihr sprang ein schwarz und weiß gezeichneter Spitz und bellte vor Freude, als er seines Herrn ansichtig wurde.

„Kommst gerad' recht, Bärbel!" rief der Stephel. „Hast aber auch die Brotsupp tüchtig aufgeschmalzt?"

„Und drei Leberwürst sind drin, so dick wie mein Arm! Ich kenne deinen Wolfshunger, Stephel!" antwortete die Kleine.

Robert merkte, daß es auf ihn dabei nicht gemünzt sei; er hätte freilich lieber das armselige Köhlermahl geteilt, als die Stätte zu verlassen. Zögernd fragte er, wenn es von neuem angehe, und bekam die tröstliche Antwort: „Hernach legen wir uns ein paar Stunden ins Gras und schnarchen miteinander um die Wette, gelt Stephel? Wir müssen unser Teil vorwegs schlafen, denn nun heißt es wachsam sein!"

Robert lief eilends davon zu seinem eignen Mittagstisch. Dann erschmeichelte er von der Mutter einen Zwölfer, um welchen er beim Krämer ein gewaltiges Stück Käse erstand; Sales hatte den Brotlaib angeschnitten und ihm den Anschnitt, der beinahe ein Drittel des Ganzen ausmachte, zum Vesperbrot gegeben. Mit dieser Beute langte er gerade rechtzeitig an, als Vater Bäumler sich reckte und streckte und mit dem Arm seinem Stephel ins Gesicht fuhr, daß dieser erschrocken aufsprang. Von Bärbel war nichts mehr zu sehen, aber der eine Krug stand mit frischem Wasser gefüllt auf einem Schemel neben der Hütte. Robert legte schweigend Brot und Käse daneben und trat mit der Frage an die beiden heran, was nunmehr geschehe. Die Antwort lautete:

„Jetzt kommt das Decken des Meilers an die Reihe."

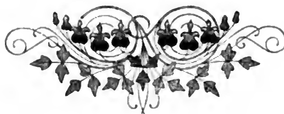
Die beiden Männer griffen nach den Schaufeln und stachen Rasenstücke in Größe eines Quadratfußes, während Stephel und Robert in großen Körben Moos, Laub, Nadelholzreisig, Ginster, Farnkräuter und Riedgras herbeischleppten. Hierbei erklärte der Köhlerbube, durch diese Decke werde die Luft abgehalten und die Verkohlung darunter gehe langsam, aber gut von statten.

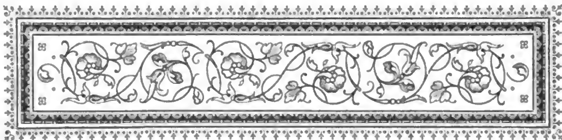
Nachdem alles herbeigeschafft war, geschah das Decken des Meilers, der nun einem grünen Berge ähnlich sah. Meister Bäumler betrachtete ihn mit Wohlgefallen und rief: „Jetzt ans Letzte, ans Bewerfen und Schwarzmachen!"

Sie vermengten nun schwarze Erde, rein von Wurzeln und Steinen, mit Lehm, Sand und Kohlenstücken und bewarfen damit den Meiler von unten auf, immer dichter gegen die Haube zu, besonders dicht an der Windseite. Dann schlugen sie mit der Klopfstange die Stubbe fest und benetzten das Gemisch mit Wasser. Meister Bäumler erklärte dabei seinem Lehrjungen: „Wenn nach dem Anzünden ein sogenanntes Schütten eintritt, es inwendig saust und poltert und die Stubbe gewaltsam abgeworfen wird, daß Öffnungen entstehen, dann müssen sie gleich wieder zugemacht werden, sonst brennt das Feuer zu heftig.“

„Fertig!“ rief Stephel, und alle drei betrachteten ihr Werk mit freudigem Stolze. Die beiden Männer zündeten ihre Pfeifen an und qualmten, als ob sie selber Meiler wären, sahen auch tüchtig „beworfen und geschwärzt“ aus und Robert hatte ebenfalls etwas davon zu seiner Freude bekommen. Wohlgefällig nickte ihm der Köhler zu und sprach: „Hast etwas gelernt, Lehrbub', he?“ — Als dieser zustimmend nickte, sprach er weiter: „Morgen um 2 Uhr nachmittags wird der Meiler angezündet, und ich zieh' dort in mein Loch für mehrere Tage, doch sitz' ich meist auf dem Blocke da, bis mich der Stephel ablöst, denn einer muß immer wachen. Willst mich besuchen, he?“

„Morgen komm' ich zum Anzünden und dann alle Tage!“ rief Robert. Dann gingen sie heimwärts, jeder nach seiner Wegrichtung.





Das Köhlermädchen.



Robert hätte des andern Tages in der Schule am liebsten eine Vorlesung über den Aufbau des Meilers gehalten, statt zu rechnen; er flüsterte mit seinen Nachbarn beständig davon, machte auch Fehler über Fehler, bis der Lehrer ärgerlich ausrief: „Was steckt nur heute dem Buben im Kopfe?“ — Sogleich erscholl aus der nächsten Reihe die Antwort: „Ein Kohlenmeiler, Herr Lehrer!“ — Laut lachend sagte dieser: „Dann hat freilich nichts andres mehr Platz darin! Nun, so laß ihn rauchen!“

Robert verstand nicht die versteckte Aufforderung, davon zu erzählen, sondern nahm es buchstäblich und erwiderte: „Er ist ja noch nicht angezündet, das geschieht erst heute Nachmittag.“

Zum Glück dauerte die Sommerschule nicht lange, und Robert war bald erlöst. Dann ging er in die Küche, um zu sehen, ob gewiß rechtzeitig angerichtet würde, und deckte heute mit Marie den Tisch.

Endlich konnte er davonlaufen und traf gerade rechtzeitig auf der Kohlenstätte ein. Meister Bäumler war eben im Begriffe anzuzünden und sagte:

„Man macht das auf zweierlei Art; entweder zündet man den Meiler von unten oder von oben an, wonach aber der Aufbau eingerichtet werden muß. Bei unserm Meiler ist der obere Schacht offen gelassen und wir legen nun den Brand da hinein.“

Geschehen war es. Hei, wie es knallte und knisterte! Nun wurde alles verschlossen bis auf eine enge Rauchöffnung im Schachte; der Köhler setzte sich aufmerksam vor seinen Meiler und verwandte kein Auge. Robert hatte sich dicht an seine Seite gestellt und fragte: „Meister Bäumler, was geschieht jetzt?“ Dieser antwortete: „Ich muß aufpassen und wachen, daß nichts geschieht und der Meiler nicht brennend wird. Damit der Rauch einen Ausgang findet, stech' ich durch die Stubbe und die Decke bis aufs Holz kleine Rauchlöcher mit dem Stiel meiner Schaufel; dadurch kann ich das Feuer regieren. Wenn du während des Verkohlens öfters herauskommst, dann merk' auf die Verschiedenheit der Farbe des Rauchs. Anfangs ist er weißlich und wässerig, dann wird er gelblicher, zuletzt hellweiß und bläulich. Wenn das Wetter umschlägt und ein Sturm daherkommt, muß ich schnell alle Rauchlöcher zustopfen. Aber noch auf allerlei hab' ich acht zu geben. Bald wird ein Nachfüllen des Meilers notwendig sein; wenn beim Richten das Holz nicht genug schließt, oder einige Scheite zu feucht gewesen sind, dann zeigt sich da und dort ein Einsinken. Da hilft nichts andres als an solchen Stellen die Stubbe und Decke wegzuräumen, die Füllstange zu gebrauchen, Holz einzufügen. Deshalb liegt hier der Vorrat. Wart' nur, das geschieht gleich anfangs.“

Nun ward es schön im Walde. Aus dem Meiler stieg der Rauch, und die Sonne durchleuchtete ihn. Die jungen Triebe der Bäume trugen kräuselnde Wölkchen, dazu sangen die Vögel, zirpten die Grillen, säuselten die Blätter, und Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume. Dennoch überkam bei dem ruhigen Sitzen unsern Robert bald die Langeweile; er war froh, als aus dem Walde eine Singstimme drang und die Bärbel mit dem Kruge auf der Kohlenstätte erschien. Doch seine Hoffnung, eine Gespielin zu bekommen, entschwand sogleich. Bärbel hatte die Hände voll Arbeit, um in der Hütte ein Nachtlager zu bereiten, damit Stephel und der Vater sich ablösen konnten. Dann lief sie mit dem Kruge zur fernen Quelle und brachte dem Vater einen frischen Trunk. Hierauf sammelte sie geschäftig ein Reisigbündel für daheim und lud es sich auf, als eben der Förster in die Lichtung trat, Robert zuwinkte und dann mit dem Köhler ein Gespräch anknüpfte. Derselbe hatte vor kurzem das Unglück gehabt,

sein Weib zu verlieren und mußte für sieben Kinder sorgen. Deshalb sagte der Förster zur Bärbel:

„Ei, du versorgst ja deinen Vater ganz wacker, als ob es noch eine Frau Bäumlerin gäbe. Aber wie sieht es daheim aus?“

Der Köhler erwiderte: „Herr Förster, unser Herrgott schickt zu allem Unglück auch wieder ein Glück, und das meinige ist die Bärbel. Sie sorgt für uns alle bis zur Wickelmaus, und es schlägt ihr gut an; sie wird groß und stark.“

Freundlich zunickend sagte der Förster zur Kleinen: „Solltest halt ein Dutzend Hände mehr haben, gelt Bärbel?“ Diese entgegnete lachend: „Da könnte mich freilich der Vater ums Geld sehen lassen! aber wer thäte dann statt meiner kochen und putzen, flicken und waschen? — Jetzt ade, Herr Förster! Ade Vater, ich muß heim! Der Stephel wird gleich herauskommen!“ — und fort sprang sie mit ihrem Bündel, als ob es federleicht wäre.

Der Förster und der Köhler sahen ihr wohlgefällig nach. Dann sprach der erste: „Ihr müßt eine große Sorgenlast haben mit so vielen Kindern, Meister Bäumler.“ Dieser schüttelte verneinend den Kopf und bemerkte: „Das ist bei uns armen Leuten anders als bei den Reichen, Herr Förster. Ich könnte keines von allen entbehren. Der Stephel ersetzt mir einen Knecht, die Bärbel eine Hausfrau, die Sophie eine Magd.“

„Aber die Kleinen, Meister Bäumler, die Kleinen?“ unterbrach ihn der Förster.

„Die sind der Nachwuchs, wenn's der Stephel, die Bärbel und Sophie machen, wie die jungen Vögel und ausfliegen. Jetzt lernen die Kleinen von den Großen und treten dann in die leere Reihe.“

Der Förster blickte auf seinen Robert und sagte: „Ja, ja, vom Meister Bäumler kannst du etwas lernen, noch mehr als einen Meiler aufrichten und Kohlen brennen. Geh' nur alle Tag' heraus. Jetzt aber ist es Zeit zur Heimkehr, die Mutter schaut gewiß schon nach uns aus, und Marie hat den Tisch gedeckt. Wir wollen ihr von Bärbel erzählen. — Gute Wacht, nicht gute Nacht! muß man bei Euch sagen, Meister Bäumler.“

Robert ging zum Köhler und reichte ihm zum Abschied die Hand, obgleich die seine rußig wurde. Dann gingen Vater und Sohn schweigend durch den grünen Wald nach Hause.

Dem Jäger war längst die schußlose Zeit lang geworden; nun aber näherte man sich allgemach dem Juni und er zählte in Gedanken alle Rehböcke im ganzen Jagdrevier. Die Jagdgenossen freuten sich darauf so sehr, wie ihre Hausfrauen, und einer davon war Baron Borkheim. Als daher unser Förster einen Gang ins Forstamt zu machen hatte, verband er damit einen Besuch im Borkheimschen Stadthause. Der Baron war jedoch ausgegangen und die Baronin tischte bis zu dessen Rückkehr ein zweites Frühstück auf.

Während die beiden sich unterhielten, drangen aus dem Nebenzimmer vermischte Stimmen eines unzufriedenen Mädchens und einer erwachsenen Person, welche zu beschwichtigen versuchte. Nun klang es sogar wie halb unterdrücktes Weinen; der Förster merkte an den Mienen der Baronin, daß dieselbe nur mit halber Aufmerksamkeit bei ihm weile, während ihre Gedanken zum andern Teile in das Nebengemach schweiften. Endlich erhob sie sich mit den Worten: „Entschuldigen Sie mich für einige Augenblicke! Ich will nur nachsehen, was meiner Flora wieder fehlt; das Kind ist seit einiger Zeit so bleich und reizbar, ohne eigentlich krank zu sein.“

Die geängstigte Mutter hatte in der Eile vergessen, die Zimmerthür zu schließen, und so wurde der Förster ein Ohrenzeuge dessen, was im Kinderzimmer vorging. Er vernahm des Mädchens Klage, daß Fanny unaufmerksam sei, ihr nicht alles zurecht lege, oder nicht vom Boden aufhebe und sie beim Kämmen des Haares zause. Mama solle ihr das Haar flechten, nicht die ungeschickte Fanny; Mama soll da bleiben und ihr vorlesen, die Zeit bis zum Mittagessen daure wieder eine halbe Ewigkeit. Nun gab die Baronin ihrem Kinde die besten Worte und schloß mit der Ermunterung, sich rasch fertig zu machen und ihr dann nachzukommen.

Als die besorgte Mutter wieder ihren Platz dem Gaste gegenüber einnahm, seufzte sie und schüttete ihr Herz aus. Flora sei beständig müde,

habe keinen rechten Hunger und schlafe unruhig. Der Förster erwiderte, er kenne einen Zauberreim, dieser heiße frische Luft und Tannenduft. Die Baronin möge es einmal versuchen, täglich mit Flora in den Wald zu gehen; beim Blumenpflücken komme ihr vielleicht die Lust zum Essen, und ein Stündlein Schlaf auf Moos unter einer schattigen Fichte kräftige mehr als zwölf Stunden im Flaumenbett.

Kaum hatte er diesen Rat erteilt, als Flora, ein liebliches zehnjähriges Mädchen, hereintrippelte und sich an die Seite ihrer Mama schmiegte. Dann flüsterte sie ihr etwas ins Ohr, wovon der Förster: „Quittenmus“ verstand. Die Mutter beschwichtigte „gleich, gleich“, und setzte ihr begonnenes Gespräch fort. Aber mitten darin streckte sich Flora wieder und flüsterte noch vernehmlicher: „Quittenmus.“

Da lachte der Förster und sagte: „Ei, ei, Frau Baronin, das kleine Fräulein hat ja ein wahres Fieber nach Mus! Komm', laß mich deinen Puls fühlen.“

Flora erschrak bei dem Worte „Fieber“, denn sie hatte einmal gehört, daß jemand am Fieber gestorben sei; sie ließ also widerstandslos ihren Arm ergreifen, während sie ängstliche Blicke auf den Förster richtete. Dieser schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Gerade, wie ich es mir gedacht habe. Verdorbener Magen durch Quittenmus und dergleichen. Rezept dagegen ist Sauerkraut und Leberknödel.“ — Flora wollte ihm den Arm entziehen und schmollen; er hielt ihn aber fest und sagte weiter: „Bin noch nicht fertig. Es ist wahrhaftig nicht richtig mit der Flora. Träger Puls, kein Leben darin, nicht genug Bewegung! Dagegen gibt es kein besseres Mittel, als zu Fuße gehen, statt Kutschen fahren; alles selbst eigenhändig thun, nicht immer sich bedienen lassen; der Kohlenbärbel im Walde draußen zusehen, wie die es macht. Mein Robert steckt auch den ganzen Tag über beim Kohlenbrenner und bringt einen Wolfshunger und einen zwölfstündigen Schlaf mit nach Hause. Willst du ihm nicht Gesellschaft leisten, Flora?“

Nun glänzte das Gesicht des Mädchens von Neugierde und sie bat: „Ja, Mama, laß uns in den Wald hinausfahren, bitte, bitte!“

Die Baronin besann sich einen Augenblick und erwiderte dann: „Wie machen wir es aber mit dem Wagen? Die Pferde finden dort keinen Stall, und sie lange warten lassen, erlaubt Papa nicht."

Der Förster wußte sogleich Rat und sagte heiter: „Nun, dann marschiert das gnädige Fräulein nach Hause; es ist der schönste Spaziergang von der Welt, höchstens anderthalb Stunden. Von der Frau Baronin weiß ich, daß ihr dies wie ein Spaß vorkommt. Das Bärbel macht den gleichen Weg des Tages gewiß dreimal und ist höchstens um ein Jahr älter als Flora, bekommt auch nur Wasser und keinen Tropfen stärkenden Wein zu trinken" — fügte er bei, als Flora schmeichelnd nach dem Glase der Mutter verlangte.

Gerade zur rechten Zeit, denn Floras Liebenswürdigkeit stand durch die letzte Bemerkung in Gefahr, trat der Baron in den Salon. Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und vertieften sich in Jagdgespräche, während Mutter und Tochter sich entfernten.

Als der Förster sein Geschäft abgemacht hatte, schritt er in eifrigem Gespräch mit dem Jugendfreunde durch den Saalgang. Unter der Küchenthür aber lauerte Flora und näherte sich im richtigen Augenblicke. Jetzt fiel ihm seine Unterredung mit der „Patientin" ein, er wußte auch, sein Wort habe gezündet, und stimmte deshalb sogleich den alten, scherzhaften Ton an, indem er fragte:

„Nun, wie steht's, junges Fräulein? darf ich meinem Wald einen schönen Gruß ausrichten und deinen Besuch anmelden?"

Eilig erwiderte Flora: „Die Mama hat gesagt, wir könnten gleich nachmittags hinaus, wenn wir nur wüßten, wo —"

„Wo die Bärbel zu finden ist?" ergänzte der Förster, als er Floras Verlegenheit bemerkte. Dann fuhr er fort: „Da kann leicht Rat werden, denn ich habe nachmittags selbst einen Gang nach jener Gegend und werde also um 3 Uhr bei der Hammerschmiede warten; dann gehen wir gemeinsam in den Wald. Also auf Wiedersehen, kleine Waldfee!"

Der Förster hatte in der Hammerschmiede nicht lange zu warten, sondern leerte rasch sein Bierkrügel, denn des Barons Kutschwagen war bereits in Sicht. Sogleich trat er höflich an den Kutschenschlag, wo Flora erwartungsvoll stand, umfaßte sie mit beiden Händen und hob sie leicht wie einen Federball herunter.

Nun ging es fort; aber schon nach einer Weile hieß es: „Mama, ich bin müde!“ und Flora hing sich an das Kleid der Mutter; sie wollte geführt sein. Der Förster sagte: „Ei, das ist ein mühsamer Spaziergang, gnädige Frau! wie schwer haben Sie denn an dem jungen Fräulein da zu tragen?“

Die Kleine war gescheit genug, diese versteckte Rüge zu verstehen und ließ etwas widerwillig die mütterliche Hand los; dabei zeigte ihr Gesicht einen mürrischen Schmollwinkel am Mündchen, der auch nicht verschwand, obgleich der Förster ihre Aufmerksamkeit zu fesseln suchte. Bei einem mit Moos überwachsenen Baumstumpfe sagte er: „Schau her, solch weiches, wunderschönes Polster habt ihr in eurem Salon doch nicht!“ Flora schwieg und schaute nur verächtlich hin. Bald gelangten sie zu einem Felsbrocken, aus welchem zierliche Wedel des Haarfarns gleich Miniaturpalmen sproßten. Ihr Begleiter pflückte einen Büschel und reichte denselben der Baronin, was das Mädchen aufs neue verdroß. Alles dieses beachtete er nicht und wies auf die Bärlappranke hin, welche das Moos überwucherte, dann auf die Knotenflechte, die auf weißen Stielen kleine, rosenrote Hütchen trug, auf die in Büscheln wachsende Renntierflechte, welche unter ihren Tritten knisternd zusammenbrach. Er nannte diese seine Feuchtigkeitsmesser und erklärte, daß sie des Morgens durch die Feuchtigkeit weich sei und sich unter den Tritten aufrichte, aber des Nachmittags in solcher Weise eintrockne.

Immer noch sah Flora trotzig darein und that, als ob sie nichts sehe und nichts höre; nichtsdestoweniger sah und hörte sie alles mit dem lebhaftesten Eifer.

So gelangten sie tiefer in den Wald, und plötzlich schimmerte es durch die Zweige wie ein Spiegel. Die Sonnenstrahlen tanzten darauf, als wimmele es von Silber- und Goldfischlein im Wasser. Flora blieb

wie festgebannt davor stehen, denn ein noch lieblicheres Bild zeigte sich vor ihren Augen. Halb versteckt von Gräsern und Blumen kniete ein Mädchen am Ufer und füllte eben den Krug. Ihr liebliches, heiteres Gesicht, gerötet von der Sonne und der Arbeit, spiegelte sich im Wasser und das rote Tuch um ihre Haare leuchtete darein.

Der Förster sagte heimlich: „Das ist unser Bärbel, wir wollen sie belauschen und ein wenig erschrecken.“

Bärbel stellte gerade den Krug zur Seite und begann im Wasser zu plätschern; dann zog sie etwas Weißes heraus, ließ das Wasser ablaufen und wand es kräftig, bis kein Tropfen mehr floß.

„Was thut sie?“ fragte Flora leise.

„Sie wäscht die Hemden ihrer Geschwister“, antwortete ebenso leise der Förster. Ganz erstaunt sah das Stadtmädchen darein. Sie hatte freilich auch schon Hemden gewaschen, aber nur Puppenhemdchen. Der Förster verstand den verwunderten Ausdruck gar wohl und murmelte vor sich hin: „Ja, ja, vom Bärbel kann man was lernen! Es ist ein tüchtiges Mädchen!“

Jetzt ergriff der Förster ein Stückchen dürre Birkenrinde, nahm sie zwischen die Lippen und brachte damit einen ganz eigentümlichen Ton hervor. Sogleich stutzte das Bärbel, hielt in der Arbeit inne, lauschte und sah in das Gebüsch. Da lachte ihr guter Freund schallend, sie schaute hinüber und rief: „Aber nein! Herr Förster! Sie sind's? — Ich hab' gemeint, es sei ein Rehbock.“

Alle drei gingen nun zum Bärbel, während diese ihre Arbeit zu Ende brachte. Wie nun Flora so neben ihr stand, hätte sie für ihr Leben gern mitgewaschen, doch ihr Anzug paßte nicht dazu. Bärbel war gleich fertig und that alles in einen Armkorb, nahm den Krug in die linke Hand und schritt der Gesellschaft barfuß und leichtfüßig voran, über Reisig, Moos, Tannennadeln — dem Kohlenmeiler entgegen. Robert entdeckte sie von weitem, denn er hatte längst nach ihnen ausgespäht und rief ihnen zu: „Bald wird der Meiler gar sein, wie es der Köhler nennt, denn seht nur, wie bläulich der Rauch emporsteigt, das aber ist ein sicheres Zeichen. Auch wurde die aufgeworfene Stubbe glühend und es entstanden Rieslöcher, welche der Stephel und ich mit gelber Erde verstopft und Wasser darüber

gespritzt haben. Nun ist kein Tropfen mehr vorhanden, gut, daß du einen Krug voll bringst, Bärbel. Aber es ist lang nicht genug, wir holen noch einen Krug voll; komm Stephel!"

Da begann der Förster mit dem Bäumler ein Gespräch anzuknüpfen, und auch die Baronin schaltete manche Frage und Bemerkung ein. Die einsame Nachtwache im Walde kam ihr so schaurig vor. Dazu schüttelte der Köhler den Kopf und meinte, es sei doch recht schön, wenn der Mond und die Sterne so leuchteten und glitzerten, und wenn der Rauch emporsteige und manches Tier so verstohlen im Gebüsch stehe. Nach einer Weile führte der Förster die Baronin zu einer lieblichen Waldstelle und versicherte sie, daß Flora in allerbester Obhut sei. So ging sie denn unbekümmert.

Flora merkte gar nichts davon, denn alles fesselte ihre Aufmerksamkeit. Sie half der Bärbel beim Ausbreiten ihrer Wäsche und fragte dabei: „Wo ist denn aber deine Magd?" — Das Bärbel lachte hell auf und rief: „Ich bin's selbst! und bin auch noch die Magd von sechs andern und vom Vater!"

„Aber wer kocht denn euer Essen?"

„Ich!" — antwortete das Bärbel ganz stolz.

„Und wer spült ab?"

„Ich!"

„Und wer näht, und flickt und strickt, wenn etwas zerrissen ist?"

„Das thu' alles ich und meine Schwester hilft auch schon ein wenig."

„Und wer behütet die Kinder?"

„Nun ich!"

„Wenn du aber nicht daheim bist?"

„Dann gibt eins aufs andre acht und jedes noch besonders auf sich selbst."

Da blickte Flora ihre Gefährtin ganz verwundert und verblüfft an, atmete tief auf und fragte: „Wirst du nicht krank von der vielen Arbeit?"

Das Bärbel schüttelte sich vor Lachen und antwortete: „Du bist aber scherzig. Was soll ich denn sonst thun als arbeiten? Ich würde ja sonst krank werden vor Langerweile. Vom Arbeiten kriegt man Hunger, und das ist doch gesund. Jetzt aber muß ich eilen, denn sonst komm' ich zu spät heim."

Nachdem sie in ihrer fröhlichen, flinken Weise noch verschiedene Arbeit verrichtet hatte, wobei Flora ihr behilflich zu sein sich bemühte, legte Bärbel die Arme übereinander und sagte: „Jetzt bin ich aber hungrig!“ — „Und ich!“ rief Flora in die Hände klatschend. „Und erst wir zwei!“ schrie Robert. Dabei machte er ein grausiges Wolfsgeheul nach, vor dem sich aber niemand fürchtete.

„Nun, so kommt! ich tisch' euch etwas auf!“ rief das Bärbel und holte aus einem Körbchen das mitgebrachte Abendessen: Rohrnudeln aus schwarzem Mehl, so dunkel wie Soldatenbrot. Robert wickelte aus einem alten Notenpapier ebenfalls etwas, gewiß ein halbes Pfund Käse; Stephel brachte aus der Hütte den Brodlaib. Alle scharten sich um den nächsten Baumstumpf, über welchen Flora ihr sehr feines blütenweißes Sacktüchlein gebreitet hatte. Der Köhler zog aus der Tasche seiner Lederhose ein scharfes Messer und schnitt für jedes das Stücklein Brot nebst einem Stück Käse. Flora lachte über die Größe ihres Anteils und über die „Mohrennudel“, wie sie dieselbe nannte, biß aber nichtsdestoweniger mit ihren weißen Zähnlein hinein und arbeitete alles mit Lust hinunter.

Während des heiterm Mahles, gewürzt durch Lachen und Plaudern, traten die Baronin und der Förster aus dem Gebüsche. Der letztere hielt seine Begleiterin zurück und sprach leise: „Nun, was sagen Sie zu meinem Rezept, gnädige Frau? Ich dächte, die Kur schlägt trefflich an!“

Ein Freudenschimmer flog über der Baronin Gesicht, und sie eilte zu der Gruppe. Flora rief ihr entgegen: „Komm' schnell, Mama, sonst bleibt nichts für dich übrig!“ — Der Köhler schnitt gleich ein Brotstücklein ab und belegte es mit Käse, reichte es der Dame und sagte dazu: „Ich weiß nicht, ob's gut genug ist?“ — Gern hätte die Baronin gedankt; aber in feinem Zartsinne und im Beisein ihres Mädchens überwand sie sich und teilte die ungewohnte Kost.

Der Förster sagte nun zu Flora gewendet: „Am Ende kommst du übermorgen auch zu Sauerkraut und Leberknödel? Ich habe gehört, der Meiler werde heute noch gar, also wird er nach 24 Stunden abgekühlt, und dabei gibt es solch ein Festessen; meine Sales soll es kochen und Robert es heraustragen.“

„Mama, darf ich kommen und mitessen?“ rief Flora voll Eifer. Die Antwort lautete: „Recht gern, wenn das heutige ‚Voressen‘ dir nichts geschadet hat. Jetzt aber ist es Zeit zum Rückmarsch. Bist du nicht zu müde, Flordchen?“

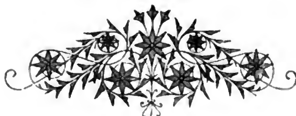
„Ich müde?“ — rief das Mädchen. „Ich könnte noch sechs Stunden gehen! Aber müssen wir schon fort, liebe Mama?“

Es wurde Abschied genommen, und der Förster sagte zu Flora: „Adieu! wünsche Glück zur Genesung; komm' bald wieder in meinen Wald!“

„Und zur Bärbel!“ rief Flora; dann setzte sie hinzu: „Bärbel muß mich aber auch in der Stadt besuchen; gelt Bärbel?“ Dann gingen sie von dannen, doch nicht, ohne nochmals zurückzuschauen.

Flora sprach auf dem ganzen Wege nur vom Walde und vom Bärbel, seelenvergnügt. Zu Hause lehnte sie die Bedienung der Stubenmädchen ab und sagte: „Ich kann mich ebenso gut allein entkleiden, wie das Bärbel, und morgen mich allein anziehen; daß du's nur weißt, Fanny!“

Von diesem Tage an folgten manche Spaziergänge in den Wald, auch in Bärbels Häuschen, nachdem der Kohlenmeiler abgekühlt worden war. Es wurde dann bald ein neuer errichtet, und Flora ließ es sich nicht nehmen, zuzuschauen. Bald blühten ihre Wangen und wurden pausbackig. Sie lernte allerlei von dem Bärbel; diese kam aber bei dem Umgang ebenfalls nicht zu kurz, nahm feinere, artigere Manieren an und erhielt von der Baronin Geschenke für den Haushalt und ihre Geschwister. Ja, ja, eines kann vom andern lernen, wer es auch sei! Wenn man's nur oft genug versuchen wollte!





Waldeinsamkeit.



Veit hatte bei seinem Schreinermeister ausgelernt, und es wandelte ihn die Lust an, sich die weite Welt zu beschauen. „Ei, ich geh' auf die Wanderschaft", dachte der mutige Bursche. „Bin ich auch erst sechzehn Jahre alt, was schadet das? Laufen kann ich so gut wie ein Hirsch; meine Arme sind stark, und kommt mir einer daher, der mir ernstlich was anhaben will, dann soll er merken, wie schwer mein Knotenstock wiegt. Aber ich geh' ja auch nicht allein auf die Reise; unser lieber Herrgott verläßt auf seinen Kreuz- und Querwegen so einen armen Burschen nicht, wie ich einer bin."

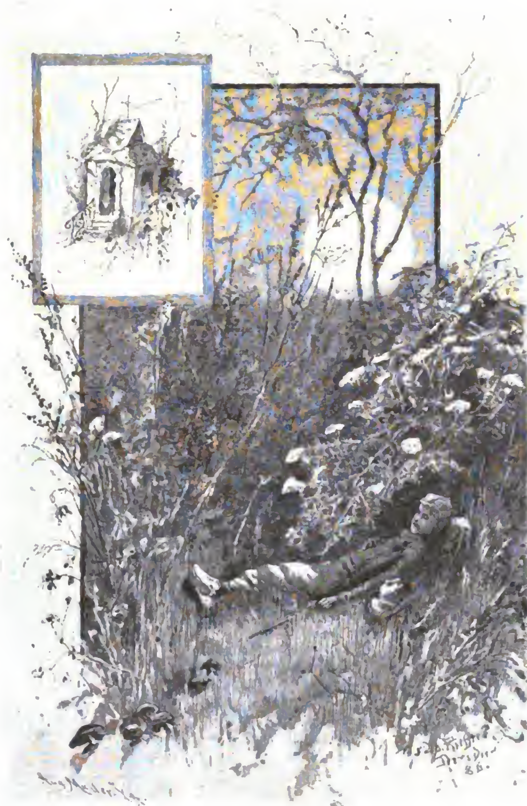
Gesagt, gethan; der Veit ließ sich ein Wanderbuch ausstellen und packte sein Ränzel mit dem wenigen, was er hatte. Er schnallte es auf den Rücken, und fort ging es, singend und pfeifend das Thor hinaus. Plötzlich blieb er stehen. „Halt!" dachte er, „du hast dein Wanderbüchlein vom Rechten doch noch nicht visieren lassen!" Dort am Wege stand eine kleine Kapelle; die hatte ihm diesen Gedanken eingegeben. Er nahm seinen Hut ab, trat hinein, kniete vor den Stufen nieder und bat mit stillen, kurzen Worten, der liebe Herrgott möchte mit seinem Segen den Reisepaß unterzeichnen und sein unsichtbarer Geleitsmann sein. So ein junger Bursche versteht sich noch nicht auf ein langes Gebet; das können nur die Armen und Leidenden, und unser Veit war glückselig. Er machte sich also rasch weiter auf den Weg, und der Frühlingsmorgen goß immer und immer

wieder neue Freuden in sein Herz. Es gab so unendlich viel zu sehen und zu hören, obgleich er diesen Weg schon hundertmal gegangen war. Auf der Wiese blühten scharenweise gelbe, weiße und blaue Blumen; rote Sternblümchen mischten sich wie Blutstropfen hinein und das grüne, frische Gras perlte vom Morgentau. „Schau, schau", dachte sich Veit, „auch die Blumen lieben Gesellschaft und ihresgleichen. Wie sie doch so haufenweise immer von einer Gattung beisammen stehen! Ich wollte, es zöge auch ein Kamerad mit mir; da wäre alles noch schöner. ‚Geteilte Freude ist doppelte Freude', habe ich einmal in einem Buche gelesen. Nun, weil ich das nicht haben kann, will ich eben alles in der Schöpfung lieb haben und zur Kameradschaft einladen." Und fröhlich sang unser Veit ein Reiselied, das über die Fluren zog. Es war, als ob die Blumen dazu nickten; aber das kam wohl von einem leisen Lüftchen her, welches ihre Köpflein wiegte.

Veit zog weiter und weiter, nahm oft in einem Bauernhause Nachtquartier, grüßte und scherzte, wenn ein Wanderer oder jemand aus der Gegend an ihm vorüberzog; rollte aber gar eine Kutsche daher, dann zog er seinen Hut und manches Silberstück flog hinein, denn jeder mußte seinen hellen, blauen Augen gut sein.

Bereits war Veit acht Tage auf der Wanderschaft und noch hatte er kein Abenteuer bestanden. Dennoch zog er förmlich darauf aus; er meinte, das mache eine Reise erst wichtig. „Was ist das? wenn man bei der Heimkehr nichts zu erzählen, mit gar nichts zu prahlen hat." So dachte unser Veit, der eben auch ein thörichter Junge war und nicht erkennen wollte, daß der ebene Lebensweg der beste ist.

Eines Nachmittags war Veit besonders frohmutig. Er hatte gehört, daß hinter jenem Walde, der sich freilich weit ausdehnte, eine ansehnliche Stadt liege, und er sehnte sich bereits nach Menschen, denn die liebe Natur war ihm nichts Neues mehr. Die Sonne brannte heiß, und er freute sich sehr, als ein Fußpfad in den Wald einmündete. Statt eines Wegweisers traf er ein Bäuerlein, das er um den Weg fragte. Dieser sagte: „O, du kannst gar nicht irren, wenn du nur ein wenig aufpassest. Zuerst gehst du auf diesem Wege geradeaus, bis zu zwei Tannen, die ganz eng



Im grünen Wald.

nebeneinander stehen. Dann wendest du dich ein wenig rechts; hernach kommt ein offener grüner Platz. Bei einer alten Eiche gehst du links vorbei, nun lange fort bis zu einem dicken Baumstumpf, und jetzt kannst du gar nicht mehr fehlen, nur immer geradeaus und bald wirst du die Kirchtürme sehen. Jedes Kind findet den Weg." So meinte der Bauer; er und die Dorfkinder durchschritten ja den Wald tagtäglich.

Unser Veit hatte ein herrliches Gedächtnis; darauf verließ er sich, sagte aber die eben gehörte Unterweisung ein paarmal vor sich hin: „geradeaus zwei Tannen, rechts ein grüner Platz, eine alte Eiche links, ein dicker Baumstumpf und — juhe! die Kirchtürme!" Veit schwenkte voll Freude seinen Hut und trat keck in den grünen Wald.

Allerlei Waldgeschichten, von kühnen Räubern, die blutige und grausame Thaten ausübten, tummelten sich in seinem Kopfe; aber er fürchtete sich nicht! Wer wird sich auch fürchten, wenn die Sonne hoch am Himmel steht, sich durch die engverwachsenen Zweige stiehlt und nur so hereinlächelt ins Waldesdunkel? So schritt Veit munter fürbaß. Richtig, da sind die zwei Tannen, eine alte, und die hält eine junge, wohl ihr Kind, gar mütterlich in den langen Armzweigen. „Sogar die Bäume haben sich lieb", dachte der weichherzige Junge, dem sein Herz in Wonne klopfte, weil es alle Welt und jedes Geschöpf gar lieb hat, wenn es gut ist. Wie so ein Waldesgang doch wohlthätig ist bei der furchtbaren Hitze des Tages, auf der Grenzscheide zwischen Frühling und Sommer. Es war schön und üppig überall; Waldblumen bildeten ganze Sträuße, so fein, so zart, wie man sie nie in Gärten findet. Allerlei schlanke Grasarten wiegten sich in dem Zephyr, und dazwischen erhoben sich prächtige blaue Glockenblumen, die abends und morgens, freilich nur ihresgleichen verständlich, im Walde zum Preise des Schöpfers läuten. Daneben standen aber auch funkelnd rote, beperlte Schwämme, gleichsam die Bösen in dieser heiligen Waldesnatur; und doch schimmern sie so, wie es auch mit den schlimmen Menschen oft der Fall ist. Ihnen zur Gesellschaft dienen die kugelrunden, glänzenden Beeren gleich schwarzen Kirschen, die auf dem sternförmig ausgebreiteten Kelche sitzen und den naschhaften Kindern den Tod bereiten.

Veit hatte bereits ein schönes Stück Weges seit der Morgenstunde

zurückgelegt. Die Waldeskühle that ihm wohl, und als er endlich den bezeichneten grünen Platz vor sich offen daliegen sah und zur Eiche einbog, sagte er sich: „Noch steht die Sonne hoch am Himmel; der halbe Waldesweg ist bereits zurückgelegt; da komme ich noch früh genug in die Stadt, wenn ich auch ein wenig Rast mache.“ Er ging jedoch noch etwas weiter, um sich ein recht trauliches Plätzchen zu suchen. Da breitete nun eine Buche ihre schattigen Äste aus, schwellendes Moos lud ihn ein; er konnte nicht widerstehen, lud sein Ränzchen ab, warf es von sich und legte sich selbst aufs weiche Waldbett. O, wie behäbig fühlte er sich! Er dehnte und streckte die müden Glieder, schob das Ränzchen unter den Kopf, und schaute mit frohem Blicke zum Himmel, der hier und da tiefblau durchschimmerte, in die Zweige und wieder um sich und nieder ins Moos und Gras. Ob Veit auch seine Gedanken ruhen oder fessellos herumschweifen ließ, der Wald weckte sie auf und rief tausend Erinnerungen wach. Dort stand eine Gruppe Nadelholz, deren dunkle Farbe mit den hellen Spitzen der Zweige prächtig gegen das Laub abstach. Da wachten auf einmal alle süßen Erinnerungen an die seligen Weihnachtsabende im Elternhause auf, und es war ihm nicht anders, als sei er wieder ein munterer Knabe und weit, weit fort vom Walde. Goldene Nüsse tanzten vor seinen Augen und runde Äpfel mischten sich darunter. Nun sang ein Vogel auf dem nahen Aste, und wieder war der Weihnachtsabend entschwunden. Er dachte an seine Meise zu Hause, die er als Knabe so geliebt und die er so mühsam zur Gefangenen gemacht hatte. O, das waren schöne Tage; damals hatte er noch größere Freuden. Sinnend blickte er ins Moos. Dort tummelte sich ein Laufkäfer, der seine schönen farbigen Flügeldecken im Sonnenlichte spielen ließ; am Baumstamme kletterte ein Moschuskäfer empor, wohl eine Larve des Prozessionspinners witternd, den er, als ein Freund der Bäume, so rastlos vertilgt. Aber auch leichte Schmetterlinge suchten den Wanderer heim, jagten sich in bunten Farben nach, hielten da und dort kurze Rast, bis sie endlich eine süße Waldeskost fanden.

Wie vielerlei gab es da für unsern Veit zu sehen, der so ein unschuldig offenes Herz für die Natur in sich trug. Doch wie seine Augen lange herumgestreift hatten, sanken sie allmählich zu und erhoben sich wieder;

aber der Augendeckel schloß sich endlich fester und fester, bis der Schlaf darüber zog und das wache Bewußtsein mit sich fort nahm. Immer ruhiger wurden seine Atemzüge, immer kindlicher des sechzehnjährigen Burschen Antlitz, ein Lächeln schwebte um seine Lippen, und nun hatte ihn der Traum in sein Zauberreich eingeführt, wo in rascher Abwechselung sich Abenteuer an Abenteuer drängt.

Aber der Traum ließ seinen Gast viel zu lange nicht scheiden. Schon sank die Sonne hinab, der Himmel färbte sich im Westen rot, die Dämmerung verwischte auch diesen Schimmer, die Vögel verstummten, und im Walde wurde es stiller und stiller. Tiefe Nacht lagerte sich auf die Blumen und Sträucher, und immer noch schlief der junge Wanderer. Endlich zeigt sich die Mondesscheibe, erst glühend, dann immer bleicher am Himmel, wirft ihren Schein gerade auf den prächtigen Schläfer, als wolle sie an die Augendeckel desselben leise pochen. Da heben sich diese und senken sich wieder. Endlich ringen sie sich aus dem Schlafe und mit ihnen zugleich allmählich ringt sich das Bewußtsein des Schläfers aus der süßen Gefangenschaft. Aber welch Entsetzen, welcher Schrecken folgt auf dieses Erwachen! Statt Sonnenschein — Mondenlicht, doch so bleich und so unsicher und so geisterhaft! — Jeder bange und heftige Herzschlag sagt ihm: „Ach Gott! was soll aus mir werden? Ich bin im tiefen, schauerlichen Walde! ich habe geschlafen; es ist Nacht geworden, wie soll ich nun den Weg finden? Kalt und feucht weht es um meinen Leib; ich muß wohl hier übernachten, hier, im dunklen Wald, mutterseelenallein. Wilde Tiere, wer weiß! ich kenne ja diesen Wald nicht, können herbeischleichen, Kupfernattern sich um meinen Arm ringeln, Räuber mich töten; ach Gott! was kann alles geschehen! o, und die Angst schon wird mich töten!"

So flüsterte die Furcht in Veits junger, unerfahrener Brust. Doch sie jagte ihn auf, sie trieb ihn fort; er achtete nimmer des Weges; die Mondstrahlen blendeten und erschreckten ihn, denn sie woben lange, furchterregende Schatten. So war der arme Veit in ein dichtes Gehölz gekommen und oft hatte ein scharfer Dorn seine Kleider geritzt. Jeder grub sich tief und schmerzhaft in seinen Fuß hinein. Mit einem lauten Schrei sank er zu Boden; aber er bebte zusammen vor seinem eignen Schmerzensruf,

welcher schauerlich widerhallte. Da lag er nun, hilflos, einsam. An ein Weitergehen war nicht mehr zu denken, denn er konnte gar nicht auf dem Fuße stehen. Ratlos lag er eine gute Weile da; sein Blut schien zu stocken, seine Gedanken zu ersterben. Doch plötzlich kam aus seinem Herzen herauf ein Gedanke, nicht wie er im Kopfe sich einnistet, o nein, einer, den die Mutter in früher Kindheit geweckt und gepflegt hatte, und der wohl hier und da im Leben schlummerte, aber immer zur rechten Zeit erwachte: der Gedanke an Gott. Da war's unserm Veit, als ob er mit einem Zauberstabe berührt worden sei. Mit aller Kraft raffte er sich auf, sank auf die Kniee, erhob die Hände betend, richtete die Augen empor und schaute die Sterne an. Nun erwachte die alte Kindersage, daß es Engelein seien, und Veit rief aus tiefstem Herzen zu Gott um Hilfe, um Schutz, um Trost und Ruhe. Da war es ihm, als ob leise ein Geleitsmann an seine Seite träte und ihm die Hand beruhigend aufs Herz legte. Veit fühlte Gottes Nähe, und das feste Kindesvertrauen belebte ihn. Die Wogen in seinem Innern legten sich und seine Seele glich nun dem unbewegten Wasser eines Sees. Veit war so glücklich in dem Gedanken, daß er ja den lieben Gott beim Antritt seiner Wanderschaft in der kleinen Feldkapelle zum Geleitsmanne sich erbeten hatte.

So lag er nun im Grase und harrte auf den Morgen. Aber dieser kam lange, lange nicht. Oft rauschte es im Gebüsche; oft schwirrte es durch die Luft; manch sonderbarer Laut wurde wach und der Mond zeigte da und dort eine Schreckgestalt. Da schwebten aber glänzende Glühwürmchen durchs Walddunkel, denn der Johannistag nahte heran. Diese kamen ihm wie Engel vor, und je mehr sich ihm nahten, desto ruhiger ward es in ihm. Alte Gebete und Lieder zogen wieder durch seine Erinnerung; er sagte sich in der Stille alle, gar alle, bis sie endlich wie Musik erstarben und der Schlummer barmherzig ihm die Augen schloß.

Die Nacht legte allmählich ihr prächtiges Sternenkleid ab, und das Morgenlicht kämpfte mit dem Dunkel. Die Vögel erwachten und zwitscherten in den Tag hinein; im Osten glühte es und strahlte von einem Goldmeere. Endlich erschien die Sonne am Himmel, und alle Geschöpfe grüßten die Königin des Tages auf ihre Weise: die Eichhörnchen durch lustige Sprünge,

die Ameisen mit rühriger Geschäftigkeit, das Gras mit seinem funkelnden Tau, das Moos mit smaragdfarbenen Käferchen, die Bäume mit leisem Blätterrauschen, der Zephyr die Köpflein der Blumenkinder schüttelnd, daß sie balsamischen Duft ausströmten. Veit sieht und hört von alledem nichts; Aug' und Ohr ist immer noch geschlossen, er schläft den süßen Schlaf der Jugend, in welchen herzinniges Gottvertrauen ihn wiegte. Da küßt die Sonne sein Augenlid, es erhebt sich, und der helle Tag lächelt den Schläfer wach. Rasch richtet sich Veit in die Höhe; aber der stechende Schmerz in seinem Fuße wirft ihn gleich wieder danieder. Da fühlt er seine ganze Ohnmacht, seine traurige Lage. Weiter gehen kann er nicht. Wird Gott einen Engel senden, ihn zu retten, damit er nicht, ein Ismael in der Wüste, vor Hunger und Durst verschmachte? Jetzt kämpft freilich Angst mit kindlichem Gottvertrauen, und sein Gebet wird ein Stoßgebet, von Thräne um Thräne begleitet. Nun schwingt er sich doch endlich zur Thätigkeit auf; erzieht seine Bundschuhe aus, um sich vom Dorne zu befreien. Nur mehr ein schwarzer Punkt ist zu sehen, denn eine rote, glänzende Geschwulst hat sich darauf gelegt. Da heißt es, sich in sein Schicksal ergeben. Aber das ist doppelt schwer, wenn der Hunger am Magen nagt und der Durst so quälend sich auf die Zunge legt.

Der arme Veit mochte mehrere Stunden diesen peinlichen Zustand ertragen haben, als er die Zweige auseinander biegen sah und ein junger Mensch seines eignen Alters vor ihm stand. Ein grünes Band schlang sich um dessen Schulter und daran war eine lange, schmale, blecherne Büchse befestigt, wie sie die Botaniker zu tragen pflegen. Erstaunt hemmte der junge Mensch seine Schritte, näherte sich dem Wanderburschen und bald hatte er dessen Abenteuer erfahren. Er untersuchte den kranken Fuß, wußte aber weder Rat noch Hilfe zu spenden. Er machte einen Versuch, indem er kühlende Blätter auf die Geschwulst legte. Aber so gut gemeint es war, so wenig half es. — Der junge Botaniker konnte es jedoch nicht übers Herz bringen, den armen Burschen zu verlassen und legte sich teilnehmend neben ihn ins Gras.

Da rauschte es nach einiger Zeit wieder in den Zweigen und ein Mädchen von kaum zehn Jahren trat durchs Gebüsch, zwischen beiden

Händen ein Krüglein haltend. Verwundert blieb sie stehen und verstand sogleich die ganze Geschichte. Aber auch Veits Blicke, welche an dem Kruge hafteten, verstand sie noch deutlicher.

„Wie lange liegst du schon so hilflos da, armer Mensch?“ fragte sie erbarmungsvoll.

„O, eine halbe Ewigkeit! ich kann es kaum noch ertragen!“ ächzte Veit.

„Und hast du die ganze Zeit über nichts gegessen?“ fragte die Kleine mit Schrecken. Zugleich aber kniete sie neben ihm nieder und schüttete aus dem Kruge eine Menge roter Erdbeeren in ihre Schürze, indem sie sagte: „Ich hab' sie eigentlich in der Stadt verkaufen und mir ums gelöste Geld einen Schurz einhandeln wollen! Aber du brauchst sie notwendiger als ich einen Schurz. Da iß!“

Während Veit die Erdbeeren mit Heißhunger verzehrte, schlug der Student sich vor die Stirn und murmelte vor sich hin: „Der alte Schiller hat wieder einmal recht: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ — Dann öffnete er sein Botanisierbüchse und langte unter allerlei Kräutern auch ein paar Semmeln hervor, womit er das Mahl ergänzte. Das Mädchen erzählte dabei: „Ich bin heut' selbst auf leichte Art zu den Erdbeeren gekommen. Gewiß eine Stunde lang hab' ich den Wald abgesucht und kein Beerlein gefunden. Denk' mir dabei: ist doch schad' um die verlorene Zeit, wird meine Mutter sagen. Da komm' ich an das alte Gemäuer, wo die Baumwurzeln fast eine Höhle bilden, und dort sitzt Jägerbauers Xaver mit seiner Grethel und die essen drauf los; die Grethel hat eine ganze Schürze voll und sagt zu mir: „Magst sie? kannst alle haben!“ — Ich bin froh wie noch nie und fülle mein Krüglein, und nun denk' ich mir, gewiß hat ein Engel mich dorthin geschickt, damit dir geholfen worden ist.“

Als Veit sich halbwegs gesättigt hatte, jammerte er aufs neue: „Wie soll ich aber nun vom Fleck kommen?“ Da galt es freilich, nachzudenken. Plötzlich glänzte des Mädchens Auge und sie rief: „Wart' nur und hab' Geduld! bald bin ich wieder da!“ — Fort war sie, verschwunden im Gebüsch.

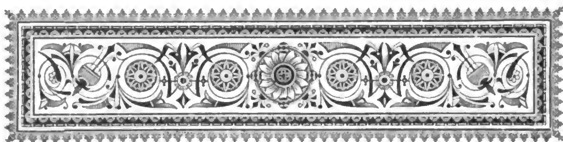
Es verstrich eine volle Stunde, während Veit beinahe verzagte und

der Student durchs Gebüsch spähte. Endlich vernahmen sie Stimmen; zuerst unterschieden sie jene des Mädchens, dann eine tiefe Mannesstimme und dazwischen das Knarren eines Schubkarrens. Ein Holzmacher war's; der lud nun den Leidenden auf und schob ihn, gefolgt von den andern, aus dem Walde zur Hammerschmiede, wo zugleich ein Wirtshaus war und Veit barmherzige Aufnahme fand.

Der Studierte labte sich dort an einem Kruge Bier, die kleine Katherl mußte ihm Bescheid thun; sie ließen den Veit hoch leben, und dann nahmen sie Abschied von ihm. Katherl bezeichnete dem Burschen ihr Haus in Waldbergen; der junge Student das seine in der Stadt und Veit mußte beiden versprechen, dort einzukehren.

Mehrere Tage weilte Veit in der Hammerschmiede und bekam, statt eine Zahlung leisten zu müssen, sogar noch einen Zehrpfennig mit auf die Reise. Als er wieder ein Stück durch den grünen Wald schritt, dankte er Gott für seine Rettung. Bei Katherls Eltern vergnügte er sich noch einen vollen Tag, und der Studierte nahm zwei Thaler aus seiner Sparkasse, um sie zum Andenken an die „Waldeinsamkeit" dem Wanderburschen zu schenken.





Ein Waldsträußlein.



Der Frühling hatte sein wunderschönes Werk vollbracht, und der Sommer übernahm die Herrschaft, indem er die Blüten zur Frucht wandelte. Im Walde waren die meisten Erdbeeren gepflückt, dagegen reiften in den Gärten die schwarzen und roten Kirschen, aber auch die Jakobiäpfel.

Schneiders Lisbeth stand zu dieser Zeit vor dem Garten des reichen Hagenbauers und schaute sehnsüchtig hinein. Es gab dort nicht nur solche Äpfel, sondern auch jede Art von Blumen: Nelken, Malven, Rosen, Rittersporn, Lilien und noch allerlei, was eben die Jahreszeit hervorbringt. Marianne pflückte gerade eine Blume nach der andern und schob sie eng zu einem gewaltigen Busch zusammen.

Wie Lisbeth so sehnsüchtig in den Garten schaute und es nicht wagte, um eine Blume zu bitten, kam der Förster des Wegs und stellte sich zu ihr, um auch hinüber zu schauen. Ganz stolz hielt Marianne den Strauß in die Höhe, daß die Farben in der Sonne glänzten. Der Förster lachte hell auf, zog seinen Hut herab, hielt ihn vor Lisbeths Augen, und sagte, indem er auf ein Sträußchen Waldblumen zeigte:

„Schau mal her, Kleine, ist mein Strauß nicht schöner als der dicke Busch dort?"

Marianne hörte es, blickte das Waldsträußlein verächtlich an und that zum ihrigen gleich noch eine hundertblätterige Zentifolie. Aber Lisbeths Augen richteten sich freudestrahlend auf den geschmückten Hut.

Ein Gedanke schoß der Sternschnuppe gleich durch ihren Kopf: das wär' etwas für der Mutter Namenstag! — Sie näherte sich dem Förster und fragte schüchtern: „Wo gibt's denn all die schönen Blumen?“

Dieser lächelte und sagte: „Was, dies weißt du nicht? und hab' dich doch viel dutzendmal im Wald gesehen! Aber so geht's! Weil der Wald so groß ist und die Blumen so klein, weil sie nicht alle auf einem Haufen beisammen stehen, weil man sie genauer anschauen muß, um ihre Schönheit zu entdecken und — das ist die Hauptsache — weil sie bei uns, aber nicht in einem fernen Erdteile oder Lande wachsen: darum beachtet man sie nicht. Tausende gehen in den Wald und wissen nichts von euch, meine lieben, bescheidenen Blumen! Geht's euch halt auch, wie den einfachen Menschen! Weil sie sich nicht stolz und eitel hervorthun und selbst nichts aus sich machen, darum übersieht man sie!“ — Der Förster sprach dieses so vor sich hin, ohne auf das Kind zu merken. Aber Lisbeth hatte kein Auge von ihm verwendet, sie verstand ihn oder ahnte doch wenigstens, was er damit meine, nämlich daß der Wald ein großer Garten mit vielen tausend Blumen sei; daß er allen offen stehe und man nur zu suchen und umherzuschauen brauche, um einen viel schöneren Strauß zu finden, als Marianne da in der Hand hielt.

Der Förster ging in Gedanken ohne Gruß weiter; aber Lisbeth folgte ihm unbemerkt bis zum Walde. Als er hineintrat, faßte sie Mut, zupfte ihn am Rocke, und da er verwundert umblickte, sah sie ihm so herzlieb und innig in die Augen, daß er stehen blieb und fragte: „Was willst du, kleines Ding, von mir?“

Und Lisbeth entgegnete mit hochgeröteten Wangen: „Wollt Ihr mir nicht zeigen, wo die schönen Blumen gewachsen sind? Morgen ist der Mutter Namenstag, und ich möchte ihr auch so ein nettes Sträußlein verehren.“

Lisbeth sagte dies so lieb und schüchtern, daß der gute Förster augenblicklich seine Jagdpläne vergessen hatte und freundlich entgegnete:

„O, da haben wir gar nicht weit zu gehen; die brauch' ich dir nicht erst zu zeigen; mach' deine Äuglein auf; da stehen sie ja schon.“

Der Förster zeigte auf den grünen und bunten Rand des Weges, der sich bergauf schlängelte, und dann auf die Höhe, wo zwischen Bäumen und Gestein, wunderbar zu schauen, kleine und große Waldblumen blühten, vermengt mit Gräsern in allen Schattierungen; sie bewegten sich wie Federn im Lufthauche, den Förster mit dem Kinde begrüßend.

Der Förster fuhr fort: „Weil du so ein gutes Kind bist und deiner Mutter Freude machen möchtest, will ich dir selbst dazu verhelfen, will dir die Blumen benennen, die wir pflücken, und dir von ihnen erzählen, was ich davon weiß; viel wird es freilich nicht sein, was für dein Verständnis paßt. Für uns Jäger haben die Waldblumen allerdings eine tiefere Bedeutung; sie sind uns gleichsam der Waldkalender. Jetzt blühen diese, später wieder andre, und früher haben auch andre geblüht. Da weiß der Jäger gleich, woran er ist und was nun im Walde geschehen muß. Auch verlangt fast jede Blume ein andres Erdreich; was für eines, das weiß natürlich der Jäger gar wohl. An mancher Stelle sieht es ganz rosenrot, dann wieder blau, gelb oder weiß aus; also ist da gerade ein solcher Boden, wie diese Blumen nötig haben. Nun braucht der Jäger nicht erst die Erde aufzugraben; er weiß, was unter den Blumen liegt. Das ist sehr wichtig für die Waldpflanzung, denn auch die Bäume bedürfen eines verschiedenen Bodens. Doch, was rede ich da? dies verstehst du nicht und ich habe dir ja versprochen, einen Strauß zu pflücken." Gleich neigte sich der Förster und pflückte ein Blümlein ab. Es war rosenrot; am zarten Stengel befanden sich winzig kleine Blätter und eine Menge geschlossener Knospen.

„Sieh", sagte er, „das ist das Tausendgüldenkraut. Dies wollen wir gleich zum Namenstaggeschenk nehmen. Merke dir's: zu einer gewissen Tageszeit öffnet und schließt sich das Blümchen. Es ist gleichsam eine Stundenuhr. Benutze die Stunde, sagt es, und dies bringt dir im Leben noch mehr als tausend Gulden ein.

Nun pflücken wir gleich dies kleine, weiße Blümchen daneben. Schau nur, welch zarten Kelch es hat, innen prächtig wie gemalt, mit allerliebst gezackten Blättchen. Man nennt es Augentrost, weil der Apotheker ein gutes, heilendes Wasser für kranke Augen daraus bereitet.

Jetzt nehmen wir hier diese größere Waldblume, welche so reichlich wächst, mit ihren violetten unzähligen Blättern in runder Blume, die aus einem zackigen, grünen Halskragen herausblühen. Sie hat einen schlimmen Namen: man nennt sie Teufelsabbiß, und die Lateiner sagen Scabiosa; kannst du dir's merken? Lisbeth schüttelte verneinend den Kopf. Nun, so will ich dir nur immer die deutschen Namen sagen und dir gleich bei dieser eine Geschichte erzählen, wie sie zu dem sonderbaren Namen kam. Früher, in uralter Zeit, da waren ihre Wurzeln so heilbringend, daß bei vielen Krankheiten die Menschen durch sie gleich gesund wurden, noch nicht sterben mußten und Zeit zur Buße hatten. Das ärgerte den Teufel gar sehr, weil er dadurch um manche Seele kam und weil er ein Feind der Menschen ist. Er biß also die Wurzeln ab; sieh, ich ziehe dir eine heraus; sie sind wirklich wie abgebissen. Von dieser Zeit an war ihre Heilkraft verloren, und die Apotheker finden sie nicht mehr sonderlich brauchbar.

Nun wollen wir mitten in unsern Strauß eine größere, violette Glockenblume, und auch eine kleinere thun. Wie schön dunkel die zurückgebogenen Blätter der ersteren sind! tief in den Kelch hinein aber malen sie sich matter und bleicher. Die Glockenklingel oder, wie wir zu sagen pflegen, die Staubfeder — ist wie lauter Gold. Das ist eine Blume, aus welcher die Schmetterlinge nippen; die Bienen haben dazu einen zu kurzen Rüssel. Die kleinere Glockenblume hingegen taugt den Bienen besser. Jetzt pflücken wir dies Blümlein, deren weiße Blätter in einer grauen Kapsel stecken, und die ihre drei langen, weißen Federn so weit herausstreckt. — O, du lächelst? gelt Kleine; die kennst du gar wohl? Ihr Kinder zerdrückt das Blümchen auf der Hand, dann knallt es ein wenig; darum nennt ihr es Knallkraut; bei andern heißt es Schaumröschen, weil es so zart und schaumig aussieht; wir Jäger sagen auch Gliedweich. Damit unser Sträußlein hübsch bunt wird, thun wir diese goldgelbe Ranunkel dazu. Die steht freilich in etwas üblem Rufe; denn die Hahnenfüße, zu denen sie gehört, sind alle etwas giftig. Doch so geht es im Leben auch: unter guten, unschuldigen Menschen befindet sich manche giftige Seele; man muß sich nur nicht von ihr anstecken lassen. Den Blümlein schadet es nicht.

Hier, das große, gelbe Rindsauge macht den Strauß auch schön, und das blaßgelbe Löwenmaul, so schön umgebogen mit hochgelbem Umschlag, eine Blume prächtig an der andern, ist gar reizend. Es ist freilich auch etwas giftig; aber ihr werdet zu Hause genug Fliegen haben. In Milch gekocht, tötet sie die lästige Schar.

Da ist ein wilder Thymian. Schau, wie allerliebst die winzig kleinen Blättchen sind. Von dem ist etwas Heiteres zu erzählen. Kocht man den Thymian in Bier, so ist er ein Mittel gegen die Dummheit der Schafe. Hat aber ein Mensch zu viel Bier getrunken, was dumm und krank macht, dann kocht man ihn auch und gibt es demselben ein, aber beileibe nicht in Bier, sondern in Wasser. Am besten wäre es freilich, die Menschen würden nie zu viel Bier, sondern gleich recht viel Wasser ohne Thymian trinken. — Nun dürfen wir dieses allerliebste rote Blümchen, dessen fünf gespaltene Blättchen so freundlich aus dem Kelche steigen, schon seines lieben Namens wegen nicht vergessen: es heißt Marienröslein oder Lichtnelke. Dies ist also das kleine Waldmariechen und schmückt den lieben Hain so hold, wie gute Kinder die große, weite Erde.

Jetzt geben wir dem kleinen Waldsträußlein noch seine eigentümliche Zierde, welche es vor Mariannens dickem Busche besonders auszeichnet. Es sind die Kräuter, Halme und Gräser.

Sieh hier dieses zuerst unscheinbare Heidekraut. Betrachte es nah, ganz nah, und diese kleinen, ewig grünen Blätter und diese Knospen, welche sich jetzt bald erschließen mit den zartroten Blümchen, sie müssen dir gefallen. Sieh nur die weite Strecke, welche damit bedeckt ist. Es gibt Länder, z. B. die Lüneburger Heide, wo dieses Kraut meilenweite Strecken überzieht. Wo es blüht, da ist der rechte Sammelplatz für die Bienen. In diese kleinen Blümchen, die im August sich entfalten, stecken sie ihre Rüssel und saugen den Honigstoff, der uns so köstlich als Honig schmeckt. Darum wird auch in allen Ländern und Orten, wo es so reichlich blüht, die Bienenzucht betrieben.

Nun zum Schlusse, denn unser Blumenvorrat geht zu Ende, bis nächstens wieder neue Arten aufblühen, zum Schlusse thun wir noch diese feinen, schlanken Gräser dazu. Schau, wie die fadengleichen Stiele und

Nebenzweige, an denen die Blüten gleichsam wie kleine Ähren hangen, so zitternd sich in der Luft wiegen; jeder Hauch bewegt sie. Wie verschieden, ja, wie unzählbar sind doch ihre Arten! Eines ist zierlicher als das andre. Eines gelblich, das andre grün; dieses hier fast braun. Wir wollen von jeder Art eins dazu nehmen.

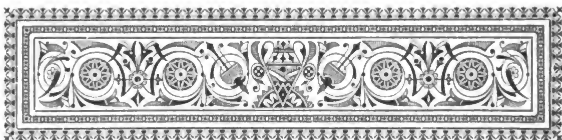
Und nun schau mir einer diesen Strauß an! Gibt es etwas Schöneres? Wir brauchen ihn gar nicht sorgsam und künstlich zu ordnen; die Blumen schmiegen sich von selbst aneinander, ohne sich zu drücken. Die Gräser aber ragen empor und beugen sich darüber her. Das ist so ein rechtes Natursträußlein; daran sollten sich die Kinder ein Bild nehmen.

Und jetzt, Lisbeth, merk' dir alles schön, was ich dir gesagt habe; trag' das Sträußlein zur Mutter und füge deinen Namenstagsspruch bei: „Liebe Mutter, ich will so einem Waldsträußlein gleichen, will ein Naturkind sein und bleiben, und wenn auch allen Menschen unscheinbar, wer mich genau kennt, dem werd' ich doch gefallen, der wird mich lieb haben und mich schätzen. Ich will in verborgener Stille meine Kräfte zum Besten der Menschen benutzen; und sollte ich auch, von aller Welt vergessen, blühen, verwelken und sterben, ich weiß doch: Gottes Auge sieht auf mich und hat mich stets in seiner Obhut. Mögen andre den Blumen in Mariannens Garten gleichen und alle Blicke auf sich ziehen, mögen sie in Seide, Schmuck und Bändern prangen: — ich beneide sie nicht!"

So sprach der gute Förster, und Lisbeth war von seinen Worten so gerührt, daß ein Thränlein auf den Strauß niederfiel und sie ihm dankend die kleine Hand gab. Sie schieden; aber später haben sie sich noch oft gesehen, und der Jäger hat der Kleinen noch viele neue Waldblumen gezeigt.

Lisbeths Mutter hatte große Freude an dem Strauße; denn das Mutterauge sieht vor allem auf den guten Willen; er gibt jeder Gabe den rechten Wert. Das Mädchen ging aber künftig nie in den Wald, ohne auf jedes Blümchen aufmerksam zu sein, und jedesmal erkannte sie noch inniger: Alles, was der liebe Gott erschaffen, ist wunderbar schön!







Am Weiher.

Ganz am westlichen Ende des großen Waldbezirkes, wo der Forstwart, Kaspar Scholz, mit seinem Weib und Büblein in einem netten Hause behaglich wohnt, ist ein gar stilles Plätzchen. Ein Wasserspiegel glänzt bis herein unter die dichten Bäume und man könnte meinen, der blaue Himmel mit den Silberwölkchen sei auf die Erde herabgefallen. Hohe Binsen und schlanke Gräser wiegen sich hin und her, die farbenschimmernde Libelle fliegt von Halm zu Halm, von Blume zu Blume; auf dem glatten Spiegel liegt von breiten Blättern getragen und umgeben eine gelbe und weiße Wasserrose; am Ufer steht eine alte ausgehöhlte Weide und neigt ihre Zweige traulich hernieder, als wolle sie sich bedanken, daß die linden Gewässer ihre alten Wurzeln immer noch lebensfrisch erhalten. Scharen von Bienen summen um den alten Baum und nippen von seinen Blüten. Drüben auf der andern Seite steht eine junge Erle und nickt mit ihren schwanken, spitzen Blättern, deren Rückseite mit dem Silberglanze wetteifert, der Freundin traulich zu, trotz ihrer Altersverschiedenheit. Wenn nun die Sonne herniederstrahlt, tausend Mückchen tanzen und kreisen, dann wagt aus dem Weiher herüber zum Ufer der grüne Wasserfrosch den lustigen Sprung, setzt sich im Grase nieder und lauert mit seinen schönen goldgeränderten Augen auf eine Fliege. Mit dem weiten Maule schnappt er begierig danach; aber der schlimme Geselle verfolgt auch manch kleines Taufröschlein und verschlingt es mit einem Schluck.

Wenn nun abends die Vöglein schlafen, beginnt am Weiher das laute, unermüdliche Konzert und Geplauder voll Behaglichkeit. Ein Vorsänger stimmt den Ton an und Tausende bilden den Chor mit helltönendem quark, quark, quarkgekgekgek! Die Weibchen schnurren dazwischen, daß es eine Freude ist. Hier und da schlüpft vom Ufer aus einem Loche oder einem Steinwinkel die dickbauchige Kröte heran und horcht dem unermüdlichem Geschrei zu. Der grüne Laubfrosch aber schüttelt den Kopf; es will ihm gar nicht gefallen, daß sie bei gutem Wetter so schreien, er meint, dies gehöre sich nur, wenn schlechtes Wetter eintrete.

Hier und da plätschert es im Weiher und das Wasser spritzt hoch auf. Ein kleines Fischlein schnellt empor und sucht einem Hechte, dem Raubritter dieses unterirdischen Palastes, zu entwischen. Sollte man es dem stillen, glatten Wasser ansehen, welch rühriges Treiben in ihm herrscht? Da geht es wie auf der Welt bei den Menschen: der Kleine unterliegt dem Großen, der Schwache dem Starken, ja manche verschonen sogar ihresgleichen nicht. Vor allem ist der böse Hecht gefürchtet; er gibt nicht Pardon und übt jedwede Hinterlist. Aber auch seine Stunde naht. Hechtlein, Hechtlein, nimm dich in acht! Ich meine immer, es thut nicht mehr lange gut mit dir. Ich sehe dort in der Ferne allerlei Netze und Angeln; wer weiß, in wenigen Stunden zappelst du!

Nicht weit vom Walde steht eine arme, einsame Hütte. Rings herum hängen die gestrickten Fischernetze zum Trocknen ausgespannt; auf dem Bänkchen sitzt ein zwölfjähriger Knabe, der Fischpeter, und flickt an einem Netze, das ein großer Karpfen in der Angst seiner Gefangenschaft zerrissen hat. Ihm zur Seite hält sein Vater einen sonderbar geformten Weidenkorb zwischen den Beinen und bessert daran. Beide betreiben die Arbeit ohne ein Wort und Gespräch. Das stille Wasser mit seinen stillen Insassen, den Fischen, hat es ihnen angethan; schon der Knabe liebt das Reden weniger als seine Altersgenossen. Er hat das Schweigen dort am Weiher gelernt, wo jeder Ton so leicht die Fische verscheucht, daß sie tief untertauchen in die sumpfigen Schlupfwinkel ihres Schlosses, und er hat es auch gelernt von den stummen Fischen selber. Aber auch eine Geduldschule ist da draußen am Ufer, da lernt man stille

sitzen, horchen und forschen; denn selbst die Fische haben ihre Eigentümlichkeiten, ihre kleinen Kniffe und Launen. Das alles muß erkundschaftet werden in Schweigen und Geduld; nicht Wind und Wetter ermüden den Fischer bei seiner stillen Arbeit.

Der Knabe ist ein echter Fischer, darum nennen ihn die losen Kameraden den „Fischpeter“; aber sie mögen ihn alle wohl leiden, denn Streit und Hader hat er nie angefangen und fortgeführt. Was einem andern Kinde der Garten und die Wiese oder die Kinderstube, das ist unserm Peter der Weiher. Schon als kleines Kind lag er daselbst täglich; hier erwachten seine Gedanken und seine kindlichen Phantasien. Die Binsen und das Schilf, die Wasserrosen und das Schlinggewächse; die quakenden Frösche und die aufschnellenden Fische — das war die enge Welt seiner Gedanken und blieb es bis zu dieser Stunde. Er liebte den Weiher als seine Heimat, und mochte auch der Sturm dort sausen und das ruhige Wasser bewegen, nie kam ihm Scheu und Furcht ins kleine Herz. Dort am Ende des Weihers, wo eine Wasserzunge einem Bächlein gleich sich hinzieht und der Steg darüber führt, dort lag er viele, viele Stunden, das Gesicht zum Wasser gewendet, wo er ja auch das blaue Zelt darüber schaute und die Silberwölkchen ziehen sah. Wie es da unten wohl aussehen möge, wie tief es hinunter gehe, das war sein Denken und Forschen. Wenn er im Kahne sich auf seinem geliebten Weiher schaukelte, oder wenn die linde Flut seinen Leib umspülte, denn er ist ein tüchtiger Schwimmer, dann war ihm so wohl und so still selig, wie er sich's im Himmel dachte. Der Wald war ihm wohl auch lieb, aber doch nicht so wie der Weiher; es ging ihm, trotz aller Stille, zu laut darin zu und das Konzert seiner Frösche dünkte ihm gemütlicher und harmonischer als selbst der Gesang der lieben Vögelchöre. „Peter soll der Bube heißen und ein echter Fischer werden, wie sein Namenspatron“, hatte sein Vater bei der Taufe gesagt, und es war wirklich, als ob dieser ihn aufgenommmen hätte in die Zunft.

Endlich sind die beiden fertig mit ihrer Arbeit und unter der Thür erscheint die Mutter. Der Vater winkt dem Buben und deutet dann auf den Fischbehälter und die Angel.

„Die auch?“ fragt Peter.



„Auch!“ antwortet kurz der Fischer und geht dann ins Haus, Lockspeise für die Fische zu holen. Die Mutter aber steckt dem Knaben ein großes Stück Brot in die Tasche.

„Peter, heute muß der Hecht dran; er schnappt uns alle kleinen Barsche weg, ob sie ihn auch mit den Rückenflossen stechen. Da hast du kleine Fische, ein Stück Fleisch und einen roten Lappen als Köder; laß ihn nicht auskommen, hörst du es?“

Peter nahm die dargereichten Sachen, den Zuber und die Angelrute, grüßte die Mutter zum Abschiede und schritt schweigend seinem lieben Weiher zu. Der Vater trug den Korb in der Hand und folgte ihm.

Als sie am Weiher anlangten, näherte sich der Fischer in hoch aufgestülpten Beinkleidern und Hemdärmeln leise mit seinem Korb dem Schilfe unweit des Steges, wo sich mit der Angel nicht gut beikommen läßt, und versenkte ihn vorsichtig an geeigneter Stelle ins Wasser. Der Korb ist aus zähen Weidenruten geflochten, nach unten trichterförmig gestaltet; am Eingangsloche sind die Spitzen der Weidenruten gerade nach innen gekehrt, so daß der Fisch wohl hinein kann aber nicht mehr heraus, weil sich ihm dann die Spitzen entgegenstemmen. Die Wände des Korbes sind eng geflochten, daß wohl das Wasser, nicht aber der Fisch Durchgang findet; an der Seite ist ein kleines Thürchen angebracht, durch welches man die armen Gefangenen herausnimmt. In der Reuse, so nennt man den Korb, befindet sich eine passende Lockspeise.

Das ist geschehen und nun sieht der Fischer begierig, ob in der bereits gestern gelegten Reuse ein Fang sei. Peter steht mit dem Behälter daneben. Richtig, ein prächtiger Barsch ist hineingegangen. Das Thürchen wird geöffnet und der Gefangene in den mit Wasser gefüllten Behälter gethan. Nun ruft der Fischer seinen Peter herbei und zeigt ihm die geeignete Stelle, um die Angel auszuwerfen. Es hat eben 5 Uhr geschlagen, eine zur Fischerei einladende Stunde, und Peter macht sich nun an die stille Arbeit, während der Vater, auf des Sohnes Geschicklichkeit vertrauend, zu andern Geschäften von dannen geht.

Peter setzt sich auf einen großen Stein, welcher am Ufer liegt und prüft die Angelrute; sie ist, da es einem Hecht gilt, von auserlesener Art.

Die Rute hat er sich vor einigen Wochen erst aus dem Dickicht geholt, sie ist zäh und biegsam, beinahe drei Meter lang; Peter hatte sie über einer Flamme erwärmt und tüchtig mit einem in Leinöl getauchten Lappen gerieben. Die Angelschnur ist dunkelfarbig, aus Pferdehaar gedreht; daran befindet sich ein 40 Zentimeter langer Messingdraht, den der Hecht nicht abbeißen kann, woran ein Ankelhaken mit zweifacher Spitze sitzt. Etwas über dem Angelhaken ist ein Stückchen Gesenke aus Blei befestigt, damit der Haken in die Tiefe fällt.

Jetzt läßt Peter den mit der Lockspeise versehenen Haken hinabsinken in den Weiher und beobachtet unverrückten Auges die auf dem Wasser liegende Schnur. Damit dieselbe nicht ganz hinabsinke, sie ist nämlich durch einen Korkstöpsel gezogen, welcher sich so lange oben erhält, bis ein gefangener Fisch die Schnur hinabzieht. Neben unserm kleinen Fischer liegt ein an der gabelförmigen Spitze eines Stabes befestigtes Netz, um den etwa schweren Fang, welcher die Angel zerreißen würde, herausziehen zu können.

Während Peter nun geduldig seinem Werke obliegt, streifen seine Augen hier und da über den lieben Weiher hin und er hat seine Freude dabei. Ihm fast gegenüber ist ein schönes Plätzchen. Hohes Schilf und stattliche Binsen scharen sich da zusammen und sehen wie lebendig aus, wenn sie sich im leisesten Lufthauche hin und her bewegen, rauschen und flüstern in ihrer geheimnisvollen Sprache. Darum hält auch die Volkssage das Plätzchen hoch in Ehren und nennt es den Wohnsitz der zierlichen Elfen und Feen, welche in stiller Mondnacht auf den Binsen tanzen und keinem guten Menschen etwas zuleide thun. Von jeher war dieses Plätzchen unserm Peter fast heilig. Wenn er die im Sonnenglanze schillernden Libellen dort fliegen sah, war ihm nicht anders, als seien dies die lieben Elfen selber, und wenn dort das Wasser plötzlich aufschnellte, dann dachte er gar an die verborgenen Nixen, die tief unten tanzen und leise singen.

Heute war ein wundervoller Sommerabend. Kein Lüftchen regte sich; kein Ton ward hörbar, und der Himmel lächelte unbeschreiblich friedsam herab auf das friedliche Herz des Knaben.

Schon war eine geraume Zeit verflossen, seit Peter die Angel ausgeworfen hatte, und immer noch schwamm der Kork ruhig auf dem Weiher; die Schnur senkte sich nicht. Plötzlich schien es ihm, als müsse da unten ein großer Fisch in Eile hinschwimmen. Sein Herz pochte freudig, sein Ohr lauschte und seine Augen wichen nicht von der Stelle. Da fühlte er sich von hinten umfangen und zwei kleine Arme schlangen sich um seinen Nacken. Von dieser raschen Bewegung zuckte der Kork, aber kein Fisch hing am Haken, wahrscheinlich war er verscheucht, und recht ärgerlich wandte sich der enttäuschte Peter um. Des Jägers sechsjähriger Ludwig stand hinter ihm und rief: „Hab' ich dich erschreckt, Fischpeter? Nun zeig' einmal, was hast gefangen?" — „Dich hab' ich gefangen, böser Schlingel!" rief Peter zornig; „und nun werde ich dich recht durchprügeln und in den Fischkasten werfen statt des Hechtes, den du mir gerade im richtigen Augenblick verscheucht hast."

Ludwig stand verblüfft und eingeschüchtert; er entgegnete kein Wort. Der immer noch erzürnte Peter fuhr aber fort:

„Und wie kommst denn du an den Weiher, so weit her von deinem Hause? Ist etwa dein Vater in der Nähe?"

Ludwig fiel rasch ein: „Hast du meinen Vater gesehen, Fischpeter?"

„So, so", fuhr Peter weiter, „also der darf's nicht wissen, daß du da bist, und du hast dich gewiß heimlich davon gemacht? Hättest auch was Besseres thun können, als mich in meinem Fang stören."

„Nun, sei nur nicht so bös' und schimpf' mich nicht immer, Peter", beschwichtigte der Kleine; „ich wollte deine dummen Fische ja nicht verscheuchen."

„Dumme Fische! warum nicht gar!" sagte noch ärgerlicher unser Peter. „Ich sag' dir's, die sind gescheiter als du und bleiben zu Hause. Geh' nur schnell heim, eh' es Abend wird, sonst findest du den Weg nimmer, oder es kommt ein Räuber und fängt dich."

„Ich geh' ja schon", sagte Ludwig fast weinend. „Ich wollte mir nur einige von den hohen Binsen da drüben holen, damit ich zu Haus ein Körblein flechten kann. Könntest mir wohl einige herausreißen, Peter", flüsterte der Kleine schmeichelnd; „weißt, ganz mit der Wurzel heraus. Holst du mir eine, Peter?"

„Nichts andres als das!“ sagte Peter. „Meinst du, ich werde mitten in der Arbeit aufstehen und ich hätte nichts Besseres zu thun als dir nachzulaufen? Und jetzt gleich gehst du fort, sag' ich dir, und läßt mich und die Fische in Ruhe. Hinüber zum Schilf gehst du nun gar nicht; das ist kein Platz für dich. Wenn du mich ungeschoren läßt“, fügte er beschwichtigend bei, „will ich dir in der Feierstunde einen ganzen Arm voll Binsen holen und sie dir morgen bringen. Und nun laß mich.“

„Du bist aber heute schon ein recht unfreundlicher Fischpeter“, murmelte Ludwig und schlich sich leise von dannen.

Bald war Peter wieder in seinen Fischfang vertieft und hatte den Knaben ganz und gar vergessen; denn immer mehr und mehr bedünkte es ihn, daß der Hecht in der Nähe sei und doch endlich anbeißen werde.

Plötzlich fuhr er aus seiner stillen Beobachtung auf. Rauschte es nicht dort im Schilfe? Nein, es war nichts. Wieder hört er etwas. Er horcht und schaut hinüber. Da sieht er zu seinem Schrecken Ludwigs blonden Lockenkopf; er hört einen schweren Schlag einen gellenden Schrei, er sieht den Kopf des Knaben über dem Wasser, schon ist er verschwunden.

Mit einem namenlosen Schrecken wirft Peter die Angelrute zur Seite, stürzt in das Wasser, rudert mit Armen und Füßen und schaut unverrückt hinüber. „Gott sei Dank! der Kopf taucht wieder auf; die dichten Binsen tragen den leichten Knaben. „Halt' dich fest, Ludwig! um Gotteswillen halt' dich fest!“ schrie Peter aus vollem Halse. Als ob der Knabe ihn gehört habe, sieht er dessen kleine Hände sich an die schwanken Binsen klammern; aber sie geben nach; sie beugen sich mit ihm in die Flut. Noch wenige Schritte ist Peter von dem Kinde entfernt. „Gott, er sinkt!“ stöhnte sein Herz. Er greift aus, er erwischt ihn, er hält ihn fest. Aber schwer hängt der Knabe an ihm, bewußtlos, wie ein Toter. — Es ist nur eine kurze Strecke zum Ufer; durch das Schilf kann er sich jedoch den Weg nicht bahnen; da kann er nicht landen, und bis zu der offenen Stelle ist's ein weiter Weg. Die Eile und der Schrecken haben seine Kindeskraft bereits erlahmt und er fürchtet, sie müssen beide zu Grunde gehen. Hier ist die Stelle so schlammig und sumpfig und von Wasserpflanzen durchzogen, daß seine Füße überall Hemmnis finden. Und Gott

im Himmel! hält er nicht bereits einen Leichnam in seinen Armen? Da schreit sein Herz mit der stummen Sprache der Verzweiflung zum Himmel hinauf, und auch sein Mund stößt einen unwillkürlichen Hilferuf aus. Plötzlich raschelt es im Schilfe, und als ob Seelenangst ihn triebe, rudert Feldmann, des Forstwarts Hund, herbei. Mit sicherem Instinkt schnappt er nach Ludwigs Röcklein, hebt mit der Schnauze den Knaben über das Wasser und trägt ihn pfeilschnell zum Ufer. Dort springt er ans Land und legt den leblosen Knaben ins Gras. Inzwischen ist auch Peter angekommen und kniet vor dem bleichen Kinde. Feldmann springt winselnd in das Dickicht, bis er seinen Herrn gefunden hat. Mit flehenden Jammertönen führt er eilig den Jäger zur Unglücksstelle. Doch bereits atmete unter Peters rastlosen Bemühungen der Knabe wieder tief und ein Wasserstrom entquoll seinem Munde. Der Jäger aber vermochte vor Entsetzen und Jammer sich nicht zu rühren, er drückte nur den Kleinen ans Herz und weinte wie ein Kind. Aber bald veränderte sich die Szene des Jammers in Jubel und Glückseligkeit, und Feldmann nahm reichen Anteil an der Freude. Er sprang wie toll einher, beleckte die Hände des Knaben und stieß laute Freudentöne aus.

Ludwig wollte sich aufrichten; aber er vermochte es nicht. Da nahm ihn der Vater auf den Arm, daß des Knaben Haupt auf seiner starken Schulter lehnte, und schritt in Begleitung Peters und des treuen Feldmanns den Weiher entlang. Das Jägerhaus war zu weit entfernt; sie richteten also ihre Schritte der Fischerhütte zu. Peter packte im Vorübergehen noch seinen Fischbehälter, die Angel und das Netz auf; nun dachte er nicht mehr des Hechtes, welcher heute zweimal der Gefahr entronnen war. Auf dem Wege erzählte er dem Jäger den Hergang, verschwieg aber schonend, wie er den kleinen Ludwig gewarnt habe.

Der alte Fischer war sehr erstaunt über die Beute, welche heute sein Sohn nach Hause brachte, aber um wie viel lieber war ihm diese als tausend Hechte. Ludwig wurde ins Bett gelegt und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Der sorgsame Vater verließ dessen Lager keinen Augenblick, wendete das Gesicht nicht ab von dem Kinde, faltete die Hände zu stillem Gebete und manche heiße Dankeszähre tröpfelte durch seinen Bart. In-

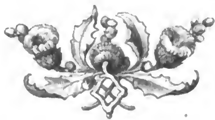
zwischen lief Peter zum Jägerhause, um der Mutter so schonend als möglich den Vorfall zu berichten. Dennoch erschrak die gute Frau heftig und eilte mit Peter zur Fischerhütte. Sie verbrachten die ganze Nacht bei dem geretteten Knaben: Vater, Mutter, Peter und auch der Feldmann.

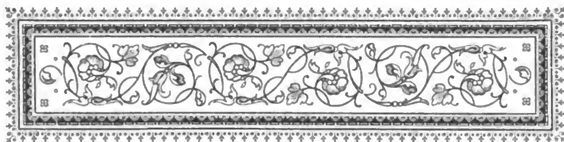
Ludwig erwachte kräftig und gesund; als er alles, was vorgegangen war, erfuhr, legte er in stillem Danke seine kleine Hand in die des glücklichen Peter und streichelte den treuen Feldmann. Der Jäger aber sprach tief gerührt zu Peter: „Jetzt erst bist du ein rechter Peter, ein Menschenfischer! Gott lohn' es dir, aber nicht allein der Weiher, auch der Wald, und besonders das Jägerhaus sei deine Heimat. Statt einen Sohn zu verlieren, hab' ich noch einen gewonnen!" — Der kleine Ludwig schaltete ängstlich ein: „So war's also doch, wie du gesagt hast, Peter? und die bösen Nixen hätten mich bald zu sich hinabgezogen in ihr Schloß!"

„O nein!" entgegnete der Vater; „das waren nicht die Nixen, sondern vielmehr dein Ungehorsam war's, der dich in Gefahr brachte. Warum bist du ohne Erlaubnis vom Hause weggelaufen, und warum an den Weiher, was man dir oft verboten hat? Geh' mir weiter mit den Nixen. Nixchen Ungehorsam sitzt nicht im Weiher da draußen, sondern im Herzen da drinnen."

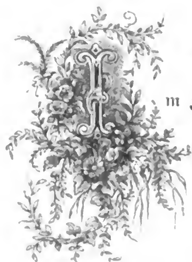
Ludwig senkte beschämt das Haupt; dann sagte er treuherzig: „Verzeih' mir, Vater; ich will's gewiß nimmer thun!"

„So ist's recht", sagten die Eltern, und verschonten das Kind mit jedem weiteren Vorwurfe; hatte es ja doch schon genug für seinen Fehler gebüßt.





Huberts erste Jagd.



m Forsthause ging es zu, als ob man einen Gast erwarte: es wurde das bisher unbenutzte Zimmer im Hausgiebel gescheuert und mit zwei Betten ausgestattet, während Robert seine eignen Habseligkeiten aus der bisherigen Kinderstube hinaufschaffte. Er sollte künftig mit dem heimkehrenden Bruder „die Studentenstube“ bewohnen. In der Küche flocht Sales den beliebten Kaffeezopf, welcher, aus dem Backofen kommend, dem „goldenen Haar der Lorelei“ zu gleichen pflegte, wie Marie behauptete, denn jenes Lied stand bei ihr in besonderer Gunst, obgleich sie meist seelenvergnügt bei den Worten aussah: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin!“

Der Förster stand vor seinem Gewehrschrank und betrachtete mit Wohlgefallen eine leichte Jagdflinte, welche erst vor einigen Tagen aus einer großen Gewehrfabrik der Hauptstadt eingetroffen war. Seine Frau trat herzu und sagte mit freundlicher Miene:

„Ich fürchte, du verziehst den Hubert mit lauter Nachsicht und Zärtlichkeit. Hast ihm wieder eine Jagdflinte versprochen, wenn er unter die Preisträger käme, und trotzdem —“

Der Förster unterbrach seine Frau mit den Worten: „er um eine Nummer daneben gekommen ist, bekommt er sie dennoch! — willst du sagen. Ich laß aber fünf gerade sein, Mutter! um mir selber den Spaß nicht zu verderben, denn ich hab' mich den ganzen Sommer auf die

Ferien gefreut, um den Hubert auf die erste Jagd zu führen. Und dann, sag' selbst, ist der „Fünfte" nicht ein guter Platz? Was kann er dafür, daß man statt fünf Preisen nur vier austeilt? Als Diplom bekommt er nun die Jagdflinte von mir, und damit Basta!"

Die Mutter lächelte und sagte: „O, du guter Papa!" Dann fügte sie mit sehr mühsamer Strenge bei: „Ich meine nur, die Kinder sollten nicht immer durch Versprechungen angetrieben werden und ihre Schuldigkeit aus Pflichttrieb und Ehrgefühl thun!"

Der Förster lächelte vor sich hin und sprach: „Ich halt's nun einmal mit den Preisen und — gesteh's nur ein, du auch! He, wer macht ein vergnügteres Gesicht als die Frau Försterin, wenn ihr Mann vom Preisschießen ein halbes Dutzend silberne Bestecke, einen Pokal, seidene Fahnentücher und sonst noch allerlei als Siegestrophäe heimbringt?"

Jetzt war die Mutter „mundtot" gemacht und bewunderte mit dem herzukommenden Robert die Flinte, indem sie sagte: „Wird sich der Hubert darüber freuen!" — Der Förster winkte seinem Jüngsten zu und flüsterte fast: „Lern' nur recht im Studentenstüblein, daß du im Herbst gut vorbereitet den Bruder begleiten kannst. Dann bekommst du nächstes Jahr ebenfalls ein Gewehr!"

Am Abend desselben Tages ging die gesamte Förstersfamilie in das Städtlein, um Hubert von der Eisenbahnstation abzuholen. Gleichsam im Triumphe wurde er ins Studentenstüblein eingeführt und erhielt zum Willkomm die Jagdflinte übergeben.

Hubert konnte selbstverständlich kaum den Augenblick erwarten, um den Vater in den Wald zu begleiten, und fragte: „Hast doch seit dem 1. Juni nicht etwa schon alle Rehböcke weggeschossen und mir etwas übrig gelassen?"

Der Förster sah ihn groß an und rief: „Ich glaub' gar, der Gelbschnabel meint, er könne einen Rehbock „weidwund" schießen, weil er manchmal das Schwarze in der Scheibe getroffen hat! Ei, Bürschlein, da gibt's zuvor allerlei zu lernen! Man muß das Wild kennen samt seinen Gewohnheiten und dann auf die Fingerzeige alter Praktiker merken!"

Nach dieser Äußerung blieb dem Förster nichts übrig, als vom Bock, der Geis und den Kälbern zu erzählen, und zwar gleich.


Alb. Richter.
Dresdn. 86.

Trotz der vorgerückten Abendstunde, während Marie das Strickzeug in den Schoß sinken ließ, halbschlafend mit dem Kopfe nickte, dann wieder wachend emporfuhr und den Schlaf wehrte, begann er:

„So schlank, fein und zart das Reh auch gebaut ist, hat es doch muskulöse Gliedmaßen, dicke Sehnen und eine Stärke, daß es dem Jäger schwer wird, es zu halten. Er mag sich in acht nehmen, seine Hand nicht am rauhen Gehörn zu verletzen und die gabelförmigen Enden in die Beine zu bekommen.

Aber ein schöneres Tier gibt es nicht leicht. Sein spitzer Kopf sitzt auf einem langen Hals, den es schön zu wenden weiß. Die Augen (Lichter) sind groß, braun und klar, die Ohren (das Gehör) mit schmalem, dunklem Rand eingefaßt, die Nase hat einen schwarzen Ring, im Sommer trägt es ein braunes, im Winter ein graues Kleid und die Kälber sind gefleckt.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Rehes ist seine große Furchtsamkeit. Immer spitzt es die Ohren und lauscht. Ein fallendes Blatt, ein Fußtritt im welken Laub, ein geknickter Ast, der vorüberfliegende Vogel — alles jagt ihm Furcht und Schrecken ein. Dann springt es rastlos davon, bis ihm der Atem ausgeht, es verschnaufend innehält, nach Luft schnappt und an allen Gliedern zittert.

Der Rehbock stößt einen kurzen, rauhen Ton aus, die Rehgeis einen etwas höher klingenden Laut, welchen der Jäger mittels des breiten Grashalmes oder einer Birkenrinde nachahmt, um den Rehbock zu locken. Die Kälber schreien wie mit feiner Kinderstimme: „ziep, ziep!"

Des Rehes liebster Aufenthalt ist zur Sommerzeit im hohen, wogenden Kornfelde, wo es stundenlang versteckt liegen bleibt, um sich vor lästigen Insekten zu schützen. Am Abend streift es dem Waldrand entlang in die Nähe von Korn- und Leinsamenfeldern, um seine Äsung zu suchen; es hält ebenfalls genau seinen Wechsel ein, wie der Hirsch. Im Winter ist sein schlimmster Feind der listige Fuchs.

Die Schußzeit des Rehbocks beginnt im Juni und dauert bis in den Winter. Die Rehgeis hingegen wird nicht geschossen, höchstens eine ganz alte, was aber für das geübteste Auge schwer zu erkennen ist. Sie wird dann „Geltgeis" genannt.

Nun aber genug! Ins Bett, sonst fällt unsre Marie noch unter den Tisch! sie bringt ihre braunen ‚Rehaugen‘ bereits nicht mehr auf!“

Am folgenden Morgen schmeichelte Hubert eines der stärksten Rehgewichteln ab und befestigte es an der Wand des Studentenstübchens; dann hing er seine Flinte daran, setzte den Jagdhut darauf und hatte bei diesem Anblick ein ordentliches Jägergefühl. Nach dem Frühstück aber bestürmte er den Vater mit Fragen; er wollte „die Fingerzeige eines alten Praktikers“, wie dieser sich ausgedrückt hatte, kennen lernen.

Der Förster antwortete: „Wenn du mir versprichst, kein Wort zu plaudern, Augen und Ohren dagegen aufzuthun, dann sollst du heute mit mir auf die Jagd gehen und praktizieren; schießen thu' ich schon selbst.“

Wer war glücklicher als der kleine „Forstpraktikant“? Er gelobte alles hoch und teuer, nur seine Flinte und einen Schuß wollte er mitnehmen für den Fall —

Der Vater schüttelte zwar den Kopf, doch das Mitnehmen der Flinte wurde ihm gestattet.

Mit fast fieberhafter Ungeduld erwartete Hubert die Stunde des Aufbruchs, und sein Vater bemerkte: „Das taugt nicht! Ein Jäger braucht vor allem eine ruhige Hand und einen festen, sicheren Tritt.“

Um sich im voraus als guter Jagdgefährte zu zeigen, vermied Hubert auf dem Gang zum Walde jedes Gespräch, während sein Vater und der Forstgehilfe sich über den Platz einigten. Dort angekommen, stellte sich der Förster mit Hubert dicht an einen Baumstamm, daß ihre Körper hiervon kaum unterscheidbar waren, der Blick aber nach rechts und links frei blieb. Um jedes, auch das leiseste Geräusch zu vermeiden, entfernte er unter ihren Füßen sogar das gefallene Nadelstreu und etwas Reisig. Nun schaute er unvermerkt auf den Wechsel des Wildes, während Huberts Augen an jenen des Vaters hafteten. Kein rasch auffliegender Vogel entging diesem; es mußte ja eine Ursache, die ihn verscheucht hatte, vorhanden sein. Ebenso wenig blieb die Bewegung eines Blattes, eines Zweiges bei der windstillen Atmosphäre von ihm unbemerkt; auch dieser lag eine Ursache zu Grunde. Dagegen ließ er unbeachtet die lustigen Eichkätzchen von Wipfel zu Wipfel springen und dachte nur an den Rehbock.

Endlich ein Laut, wieder alles totenstill. Dort steht ein Rehbock und lauert. Schon hebt der Förster die Flinte zum Schuß, aber er berechnet, daß ihm der Bock nicht in gehöriger Schußweite stehe! Lieber nicht; nur kein schlecht angeschossenes Wild! Und der Förster senkt sein Gewehr, der Bock aber jagt von dannen.

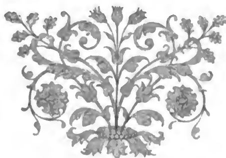
„Ich kenn' dich und du entgehst mir nicht!" sagen die schlauen Männer des Weidwerkes. Wieder aufs neue steht der Förster mit bewunderungswürdiger Geduld auf der Lauer, während Hubert fast an allen Gliedern über den Entkommenen zappelt und mit größter Mühe seinen Ärger zurückhält.

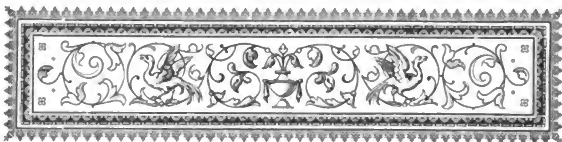
Da, plötzlich vor ihren Augen erscheint auf seinem Wechsel das Wild. Es knallt, der Bock macht einen gewaltigen Satz vorwärts, bricht zusammen, hebt sich empor und stürzt dann leblos nieder. Das war gut gezielt und getroffen!

Eben knallte es wieder. Auch der Forstgehilfe hatte Weidmannsheil gehabt, und nun kamen die beiden mit ihrer Jagdbeute zusammen, in allerbester Laune. Da deutete der Förster auf einen Baum, wo eben ein Eichkätzchen saß und flüsterte Hubert zu: „Versuch's mit dem, aber gut gezielt!"

Eilig stand der junge Praktikant bereit, legte an, zielte, puff! und richtig purzelte das arme Tier zu seinen Füßen.

Nun hatte er doch auch eine Jagdbeute, und mit echtem Jägerstolze kehrten die drei Weidmänner heim!





Nach Sturm und Regen.



Hui! wie der Wind saust und braust, heult und um die Hausecke stürmt, als wolle er alles niederreißen. Dazu knarrt der Wetterhahn seine abscheuliche Musik, und die Regentropfen trommeln an den Fensterscheiben. Der Förster steht mit gefurchter Stirn dahinter und denkt: „Wie mag's erst in meinem Walde aussehen?“

Ja freilich, fast noch schauerlicher ist es im Walde! Der Sturm umkreist ihn und lauert, wo er eine ungeschützte Stätte findet. Jetzt hat er sein Opfer auserlesen; er fährt in den Wipfel des Baumes, umtobt dessen Stamm, stößt gewaltig dagegen und reißt ihn samt den Wurzeln aus dem tiefen Erdreich. Einer nach dem andern kommt an die Reihe ohne Erbarmen. Da liegen sie gleich den Gefallenen auf dem Schlachtfelde übereinander. Und auch Verwundete gibt's: geknickte Äste hängen herab, halbdürres Gezweige liegt zerstreut umher wie totes Gebein.

Und je heftiger der Sturm wütet, desto finsterer schaut der Förster darein. Endlich ruft er im Zorne: „Blitz, Hagel und Donnerwetter! nimmt's bald ein End', oder ich schieß' darein, daß die Wolken vor Schrecken auseinander fahren!“ — Nachdem sein Unmut sich Luft gemacht hat, atmet er auf und sagt: „So kann's nicht lange fort machen! Allzuscharf macht schartig! heißt's im Sprichwort.“

Recht hatte der Förster! Nach einem neuen Wutanfalle verschnaufte gleichsam der Sturm, es ging ihm der Atem aus. Dann strömte der

Regen gerade hernieder, und am nächsten Tage war die Luft so ruhig, wie das spiegelklare Meer nach dem Sturme.

Nun pfiff der Förster seinem Waldl, und sogleich folgten diesem Zeichen auch die beiden Knaben und fragten: „Wohin, Vater?“ Die etwas brummige Antwort hieß: „In den Wald, um den angerichteten Schaden zu prüfen. Könnt mich begleiten, wenn ihr Lust dazu habt.“

Der Förster schlüpfte in die hohen Wasserstiefeln, und die Buben schoben ihre Beinkleider in den Schaft, um gleichfalls „weidmännisch“ auszusehen; Hubert trug sogar die Flinte auf der Schulter. So schritten sie schweigend und beobachtend dahin.

„Knack! knack!“ tönte es unter ihren Tritten, und immer größere Unordnung und Zerstörung zeigte sich. Da gelangten sie zu einer Stelle, wo die Fahrstraße durch den Wald zog. Der Förster blieb stehen und sagte: „Horch! ein Radelbock!“

Augenblicklich hatte Hubert sein Gewehr in den Händen. Nun aber lachte zum erstenmal an diesem Tag der Förster und sprach: „Laß deine Ladung in der Westentasche! da gibt's keinen Bock zu schießen. ‚Radelbock‘ nennt man in meiner Heimat den Schiebkarren, und sieh', dort kommt richtig der alte Sebastian mit seinem kleinen Wastl.“ — Sogleich gab der Förster ein wohlbekanntes Zeichen und das Geknarre des Radelbocks verstummte.

Sie lenkten nun die Schritte nach der Straße. Der alte Mann zog ehrerbietig den großen, niederen Hut und der Knabe seine Zipfelkappe. Der Förster fragte leutselig: „Wie geht's, Sebastian, im Ruhestand?“

Dieser antwortete: „Dank, Euer Gnaden, für die Nachfrage. Wie der Sturm so im Wald gehaust und die Bäume wurzwerg umgerissen hat, bin ich ihm schier neidig geworden, daß er's nun statt meiner thut und hab' mir dabei gedacht: Der fragt nichts nach des Försters Anzeichnung; der macht's, wie der Gevatter Tod mit den Alten und Jungen.“

Der Förster nickte und sagte: „Ja, Sebastian, du bist dein Lebtag ein richtiger Holzhauer gewesen! Auf dich hat man sich verlassen können. Weißt' was, da hast' einen ‚Leseschein‘, obwohl's noch nicht Oktober ist. Fahr' morgen mit deinem Schubkarren heraus und räume in der Birkenau

auf; dir kann ich vertrauen, daß du nichts Unrechtes abschneidest und abknickst.“ — Bei diesen Worten schrieb er die Erlaubnis, Reisig und Holz zu lesen, auf ein Blatt Papier und reichte es dem Alten. Dann gingen sie ihres Weges nach zwei verschiedenen Seiten, und wieder hörte man die Stimme des „Radelbocks“, wobei Robert seinen Bruder neckte, daß er ihn schießen wollte.

Am nächsten Morgen zogen die beiden mit dem Radelbock frühstens in den Wald, und sie langten nach Sonnenaufgang bei der bezeichneten Stelle an. Obgleich es frisch war, warf der Alte seinen braunen Rock über den Schubkarren, denn er fühlte sich wie verjüngt, indem er wieder im Holz herumarbeitete. Sorgfältig trennte er die geknickten Zweige vom Stamme und reichte dieselben dem Wastl; dann sammelten sie das umhergestreute Reisig und beluden damit den Karren. So verging Stunde um Stunde; sie hatten in ziemlichem Umfange „saubere Arbeit“ gemacht und der Alte spürte seine Knochen, aber auch seinen Magen.

Das Plätzchen war wie ausgesucht zur Rast: dort die Birkengruppe und zunächst der klare Quell, in einer Rinne hergeleitet. Sie lagerten sich auf dem Boden und aßen das mitgebrachte Brot, worauf sie den Mund an die Röhren hielten und den Durst löschten.

Wastl blickte zu den Birken empor, welche im Sonnenglanze weiß wie Silber leuchteten, und sagte: „Die Birke ist doch der allerschönste Baum, schau nur, Großvater!“

Dieser lächelte vergnügt und antwortete: „Ja, freilich! und unser Förster weiß die Holzdiebe davon fern zu halten. Soll's einer versuchen, in diesem Revier das Birkenreis abzuschneiden und den Baum zu beschänden! Er thät's ihnen gewiß wieder abjagen und Ruten daraus binden für die diebischen Halunken. Hab' einmal in der Schweiz drinnen ein Rutensprüchlein gehört und im Gedächtnis behalten, das sagt zum Sträfling: „Leg' di — streck' di! — Heb's Röckli uf — leg's Rütli druf! — O weh! — 's isch schon g'scheh!“

Der Wastl lachte und der Großvater mußte das Sprüchlein wiederholen; dann sagte es der Bub' gleichfalls. Hierauf schaute er die Birken noch wohlgefälliger an und fragte:

„Großvater, weshalb gibt's denn überall Birken?"

Dieser erklärte: „Weil sie fast in jedem Boden fortkommen, nur nicht zu feucht und nicht zu trocken darf er sein. Die Birke hat von allen Waldbäumen die geringste Wurzelverbreitung. Sie wächst in der Jugend schnell, wird aber kaum höher als 25 Meter. Schon ein zwanzigjähriger Baum trägt jährlich Samen und wegen seiner Leichtigkeit zerstreut er sich weithin und geht in jeder offenen Bodenstelle auf. Doch das Pflänzchen vertrocknet leicht, darum werden die meisten Birken durch Pflanzung zwei- bis fünfjähriger Pflänzlinge erzogen, die man aus den Schlägen nimmt, woselbst sie vom Anflug des Samens erwachsen sind."

Jetzt fragte Wastl: „Ist das Birkenholz zu etwas nützlich, Großvater?"

Dieser entgegnete: „Das will ich meinen! Es ist dicht, fein und zäh; deshalb macht man daraus Leiterbäume, Deichseln, Wirtschaftswagen, Mühlgetriebe. Den schönen Birkenmaser verwendet man zu Pfeifenköpfen. Hast noch nichts von den ‚Ulmerköpfen' gehört? — Schau her, kennst du das?" — Dabei zeigte ihm der Alte seine Tabaksdose aus silberweißer Birkenrinde, schmal und länglichrund geformt, mit einem hölzernen Deckel verschlossen. Er hob denselben am Lederchen, das in der Mitte angebracht war, auf und nahm eine tüchtige Priese, indem er dem Wastl gleichfalls eine anbot. Dieser aber wandte sich ab und der Alte sagte: „Gelt, dir wäre ein Schluck Birkensaft lieber?"

„Wie bekommt man den, Großvater?" fragte Wastl, indem er sich wieder rasch umwandte.

Der alte Holzhauer erzählte: „Im Mai, wenn der Saft sich rührt, macht man mit dem Holzbohrer ein Loch in den Stamm der Birke, steckt eine Röhre vom Holunder, aus welchem das Mark ausgestoßen ist, hinein, stellt ein Gefäß hin und fängt den herausfließenden Saft auf. Daheim kocht man den Birkenwein. Wart', ich weiß das Rezept auswendig: Man nimmt zu 30 Maß Saft 8 Pfund zerstoßenen Zucker. Davon wird der vierte Teil eingekocht, abgeschäumt, geseiht und in ein Faß gethan. Wenn sich der Saft so weit abgekühlt hat, daß man den Finger darein halten kann, so schüttet man noch sechs Maß Wein dazu und drei Eßlöffel voll Bierhefen, damit es schneller gärt. Nach der

Gärung schält man vier Zitronen und legt die Schalen ohne Kern hinein. Jetzt schlägt man das Fäßchen zu und läßt es vier Wochen lang im Keller liegen. Hernach zieht man den Wein in Flaschen ab, füllt sie aber nicht ganz, sonst zerspringen sie. — Doch, was geht das alles dich an? So etwas kochen und trinken nur vermögliche Leute! Gut ist es! Ich hab's versucht bei der Sales im Forsthaus und mir aus Neugier das Rezept gemerkt."

Nun fragte Wastl: „Großvater, kennst du alle Bäume?"

„Für was wär' ich sonst ein Holzhauer mein Lebtag gewesen? Freilich kenne ich sie, und zwar genau!" antwortete er mit Stolz und Selbstbewußtsein.

Wastl bat: „Erzähl' mir davon, Großvater! Ich werde auch ein Holzhauer, wie du!"

Dieser sah den Buben wohlgefällig an und fragte: „Was willst du zuerst wissen?"

„Erzähl von der Eiche!"

„Nun, du fängst gleich mit dem Vornehmsten an!" schmunzelte der Alte und fuhr fort: „Das ist der rechte deutsche Baum! Er braucht fruchtbaren, lockeren, tiefgründigen Auboden, am liebsten in der Ebene, und lebt gern in Gesellschaft von Buchen und Ulmen. Der Eiche Wurzeln gehen an 2½ Meter tief hinab und haben starke Seitenwurzeln, weshalb sie Wind, Wetter und Zeit aushält. Der Stamm ist im Alter rissig und borkig, die Äste sind knorrig, besonders gegen die Krone wie ein Wurm gekrümmt; die Blätter sind verschiedenartig gezackt und gebogen, auf der Oberseite dunkelgrün, unten heller; sie sitzen meist außerhalb der Äste und Zweige, weil sie viel Licht brauchen. Aus keinen andern Baumzweigen kann man so schöne Kranzverzierungen machen, wie von der Eiche. Im Herbst werden die Blätter schmutzig braungelb und bleiben oft den ganzen Winter über hängen, meistens bis die neuen Blätter die alten verdrängen. Die Eiche wird alt, aber man überschätzt oftmals ihr Alter, so etwa 400 Jahre, das ist eine schöne Zeit; der Umtrieb wird auf 150 Jahre gerechnet. Das feste Eichenholz ist von den Baumeistern besonders hochgeschätzt; die Rinde liefert Gerberlohe; die Eicheln mästen

die Schweine, und geröstet geben sie den Eichelkaffee. Die Blätter sind ein gutes Viehfutter, die Sägespäne braucht man zum Schwarzfärben."

Der Großvater schwieg und dann fragte Wastl: „Weißt du auch was von der Buche?"

„Ja!" — lautete die kurze Antwort, und dann erzählte er:

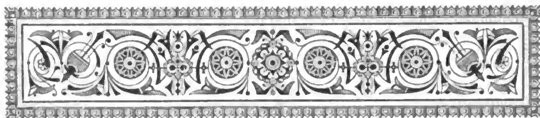
„Bei uns in Deutschland gibt's noch richtige Buchenwälder, und das sind doch die allerschönsten. Der Stamm einer Buche ist walzenrund, die Rinde glatt und grau; ihre Zweige fangen weit oben an, so daß ein Buchenwald wie lauter Säulen aussieht. Ihr Blatt ist eiförmig, fest und lederartig. Ihre Frucht sind die ‚Buchecker ln', eine vierklappige Kapsel, in welcher zwei kaffeebraune, dreikantige Samen stecken. Aus diesen Buch-eckerln preßt man Öl. Aber der Baum trägt erst nach 60 bis 70 Jahren Samen, und zwar sodann in günstiger Lage von 5 zu 5, in rauher von 15 zu 15 Jahren. Das Holz ist rötlichbraun, deswegen nennt man die Buche auch Rotbuche, zum Unterschied von mancher Abart. Es ist fest, dauerhaft und brauchbar zum Verarbeiten. Verkohlt hat es einen hohen Wert. — Hast du jetzt genug von den Bäumen gehört?" fragte der Alte.

Wastl schüttelte verneinend mit dem Kopfe und wollte noch mehr wissen. Darauf sagte der Holzhauer: „Im Gebirge gibt's einen schönen Baum, das ist der Ahorn mit seinem dicken Stamm, seiner belaubten Krone und seinen gezackten Blättern. In Berchtesgaden und Oberammergau schnitzeln die Leute ganz kunstvoll die allerschönsten Figuren, Gemsen, Hirsche, Rehe, Gebirgshäuser, Gerätschaften, Kästchen und Spielwaren daraus; man muß geradezu staunen, wie künstlich sie's machen. In der ganzen Welt herum kommen diese Schnitzereien von weißem Holz. — Nun aber ist es genug, und ich dächte, wir hätten ausgeruht und könnten mit dem vollen Karren heimfahren. Schau, schau! wird deine Mutter eine Freude haben! So ist das Unwetter für uns arme Leute von Nutzen gewesen."

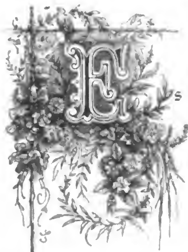
Der Alte erhob sich mühsam vom Boden, während Wastl aufsprang und rief: „Jetzt weiß ich doch ganz gewiß, daß ich ein Holzhauer werde! Ich muß noch alle Bäume, die es bei uns gibt, kennen lernen!"

„Du hast recht!" stimmte der Alte bei, und sie schoben abwechselnd den Karren nach Hause.





Beim Dachsgraben.



Es war bereits September geworden, und Huberts Ferien nahten sich dem Ende. Zwischen herbstlich rauhen Tagen kamen wieder lieblich warme. Wo der Wald gemischte Bäume zählte, entstand nunmehr ein neuer, wundersamer Farbenschmuck in allen Schattierungen, vom goldgelben Birkenblatte bis ins Purpurrot hinauf, während die Fichtenzweige ihre braunen, geschuppten Zapfen trugen.

An solch einem schönen Tage trat der Förster zu seinen beiden Knaben und fragte: „Mögt ihr morgen früh zum Dachsgraben gehen?"

„Ja, ja!" riefen sie voller Freude, und Waldl bellte auch verständnisvoll seine fröhliche Zustimmung. Gleich darauf kam Herr Scholz, begleitet von zwei Dachshunden, und der Förster rief ihnen entgegen: „Hulli faß! hulli faß!" worauf sie zu bellen begannen und in fröhliche Wut gerieten. Dann besprachen die beiden Jäger sich über das Vorhaben und an welcher Stelle sie sich morgen treffen würden.

Schon in aller Frühe rumorte es gewaltig drunten bei den Hühnern, wo der Waldl sein Nachtquartier hatte, und plötzlich vernahm man im oberen Stock das Klirren eines Fensters: Waldl war seiner Gefangenschaft durch einen kühnen Sprung entkommen und bellte seinen Herrn aus dem Bette.

Nun wurden die Vorbereitungen getroffen. Alles war auf den Beinen: die Frau Försterin kochte selbst das Frühstück und gab noch weich gesottene Eier dazu, füllte ihres Mannes Schnapsflasche, denn es ging ein schneidig kalter Ostwind, und reichte den Knaben warme Schaltücher.

Sales und Marie füllten einen Sack mit Brot, Kartoffeln, Äpfeln und Flaschenbier für den Fall, daß sie nicht zum Mittagessen zurückkommen könnten. Meister Gantner band Schaufeln, Hacken und Zangen zusammen, der braune Forstwart traf zur rechten Zeit gleichfalls ein, und nun ging es in den Morgennebel hinaus. Hu, wie kalt es war! Die Halme und Gräser trugen einen weißen Reifmantel; die Gesträuche zitterten im frostigen Hauche; ihre Blätter rollten sich zusammen, jeder Fußtritt schallte unter dem gefrorenen Boden, die Fernsicht war gänzlich verschlossen vom Nebelschleier.

Jetzt betraten sie den Waldpfad. Der Förster schaute aufmerksam nach beiden Seiten; seinem scharf beobachtenden Blicke entging kein Anzeichen, welches Wild vor kurzem hier gewandelt war. Dann schnitt jeder einen langen, kerzengeraden Haselnußzweig und entfernte davon alle Blätter bis zur Spitze. Nachher bogen sie zur rechten Seite vom Wege ab, und gelangten zu einem offenen Waldplatze.

Allmählich hatte die Sonne den Nebel durchbrochen, und es glänzte wundersam. Da und dort stand ein Berberitzenstrauch mit seinen bogenförmig geschweiften Ästen, an denen die zinnoberroten, säuerlichen Früchte hingen, und der Förster sagte: „Gibt's etwas Schöneres im Garten als dieser Berberis vulgaris oder Sauerdorn?“ Dann brach er einen Zweig ab und zeigte den Knaben das feine Holz, bläulichrot im Kerne und zitrongelb im Splint.

Dort am Waldrande wucherte gleichsam als Schutzwehr gegen das junge Wild der Schlehdornbusch mit seinen sperrigen, zahlreichen, in einen spitzen Dorn endenden Seitentrieben. Die schwarzblau bereiften, kugeligen Beeren hatten bereits einige Nachtfröste ausgehalten; Robert pflückte sogleich einige und fand sie weich und angenehm säuerlich, obwohl er den Mund dabei etwas verzog.

Nun drangen sie tiefer in den Wald mit seinen malerischen Farnkräutern, so hoch und so vielfach gestaltet, daß man sich in einen tropischen Urwald versetzt wähnte. Der Förster erklärte ihnen, daß man ihre Blätter „Wedel“ nenne, daß man niemals an ihnen Blüten gewahre, sondern an der Rückseite kleine, braune Körnchen. So zeigte er ihnen den Adlerfarn, den Waldschachtelhalm, den Milzfarn, aber auch die fast mannshohe

Giftpflanze, die böse Waldfee Atropa Belladonna, mit ihren schwarzen, großen Beeren, von denen der Lehrer warnend so viel erzählt hatte. Endlich nahten sie dem auserwählten Platze, von welchem ihnen Hundegebell entgegendrang, und sogleich standen sie vor einem überraschenden Bilde.

In der Mitte eines Waldplätzchens brannte und prasselte ein lustiges Feuer. Das Gewehr des Forstgehilfen nebst Rucksack, Rock und Hut hing an einem Tannenaste; ein schwarzbärtiger Bursche holte eben weit aus mit seiner Axt und fällt eine junge Fichte, welche sich an der Röhre des Dachsbaues befand, der Jäger lag in seiner Dachskleidung ausgestreckt auf dem Boden und hielt sein Ohr lauschend an die Erde.

Nun thaten es ihm der Förster und Forstwart, ebenso Hubert und Robert nach, daß die Gesträuche einem Kleidermagazine glichen. Der erstere rief: „Laßt uns eine ‚Wanne' graben!" Sogleich ging es mit Hacke und Schaufel an die Arbeit, nachdem der Forstgehilfe angegeben hatte, wo die Röhre sich unterirdisch hinzog.

Aus dem Bau tönte ein furchtbares Gekläff! Diana und Stöpsel waren darin, und Waldl stürmte ihnen nach. Peter Busch hatte den Kopf in das Dachsloch gesteckt und schrie zur Ermunterung der Hunde: „Hulli faß! Diana! Hulli faß! Stöpsel! Hulli faß! Waldl!" Immer dumpfer wurde das Gebell, zum Zeichen, daß die Hunde dem Gehetzten näher zu Leibe rückten.

Die Jäger, Meister Gantner und der Knecht arbeiteten abwechselnd mit solcher Anstrengung, daß der Schweiß von den Stirnen rann, und wer die Schaufel weglegte, warf sich sogleich zur Erde, um die Hunde durch Zuruf anzufeuern. Immer heftiger ging es im Schoß der Erde zu, Hunde und Dachs waren scharf aneinander. Man konnte genau unterscheiden, an welcher Stelle sich die feindliche Gesellschaft befand. Aber die Röhre hatte mehrere Abzweigungen; dem Dachs blieb rechts und links ein Ausweg. Jetzt wandte er sich zur Linken und der Förster rief: „Laßt uns eine zweite Wanne graben, er soll uns nicht entkommen!" Sogleich war Hacke und Schaufel thätig, und je tiefer es in die Erde hinabging, um so deutlicher vernahm man das Hundegebell.

Inzwischen war die Sonne über den Nebel Sieger geworden. Helle, funkelnde Tropfen hingen an den Zweigen, im Gold- und Smaragdglanze

schimmerte der Wald; durch die Lichtung erblickte man die bläuliche Alpenkette, das liebliche, wellenförmige Thal mit der Dorfkirche, von welcher es bereits zu Mittag läutete. Ganz in der Nähe flackerte und züngelte das Feuer, von den beiden Knaben stets aufs neue angeschürt, damit es die Kartoffeln und Äpfel brate. Ihre Gesichter sahen ebenfalls wie gebraten aus, und das Vergnügen leuchtete aus den Augen, wenn sie einem Jäger die mehlige Kartoffel aus der Glut holten und dieser einen Schluck aus der Branntweinflasche darauf setzte. Dann ging's wieder um so munterer an die Arbeit. Auf zwei Seiten flog die Erde von den Schaufeln, die Wanne maß bereits drei Schuh Tiefe und vier Schuh Länge: aber noch immer nicht durchschnitt sie den Dachsbau, immer noch tiefer lag die Röhre, in welcher der fette Geselle hauste, immer noch dumpf und fern tönte das wütende Hundegebell.

„Hulli faß! hulli faß!" schrieen die Jäger unermüdlich. Die braven Hunde wichen nicht von ihrem Todfeinde; sie drängten ihn vorwärts, dahin, wo die Wanne gegraben wurde.

Endlich ward die Erde lockerer, und die Grube maß bereits fünf Fuß Tiefe. Jubel über Jubel! die Seitenwand da unten zeigte eine Öffnung. Sie wurde mit gewaltigen Schaufelstichen durchgraben, die Dachsröhre kam zum Vorschein und jetzt klang das Hundegebell deutlich; dazwischen vernahm man das Geknurre des gehetzten Wildes. Der Förster stieß mit seiner langen Haselnußgerte hinein; ja, ja, hier war der Dachs. „Hulli faß! hulli faß!" Die Jäger kommen herbei mit Knitteln, der Förster ergreift die große Eisenzange, alle, auch Hubert und Robert stellen sich vor die Öffnung und sind nicht minder aufgeregt als die Kämpfenden im Schoße der Erde. Um sie herum bellen die Hunde, Diana und Waldl sind aus einem andern Ausgange, vom lang andauernden Kampfe erschöpft, herausgekommen, Stöpsel hatte sich längst eine Waldpromenade erlaubt, und kommt nun bellend daher, als ob er gleichfalls einen Siegesanteil hätte; nur der einzige Hansl des Forstwarts hält noch ruhig stand.

Sobald das Tageslicht in die Höhle schien, war es um den feisten Burgherrn geschehen. Der Förster setzte ihm die Zange an den Hals und zerrte ihn zum Ausgange, die Jäger umstanden das Loch mit Knitteln,

um ihn schnell niederzustrecken. Ein kräftiger Zug mit der Zange — da war er!

Aber — ein schallendes Gelächter erhebt sich, dazwischen ein Ruf der Entrüstung! kein Dachs ist es — sondern Meister Reineke Fuchs in höchst eigner Person.

Während er so dalag, wie ein ertappter armer Sünder, regte sich bei den Jägern die Rachgier, daß der Schelm sie genarrt, ihnen so viel Zeit geraubt und so viel Mühe und Plage verursacht habe. Es entstand die Frage, ob man nicht zur gerechten Strafe, daß er sich in den fremden Dachsbau gestohlen habe, eine Hetzjagd anstellen solle?

Da traten Hubert und Robert vor den erzürnten Förster und legten Fürbitte ein. Hubert flehte: „Mach's schnell und kurz mit ihm, Vater! Darf ich? Verlaß dich auf mich, ich treff' ihn schon!" und auch Robert bat: „Ja, laß ihn totschießen!"

Das gefiel dem Förster von seinen wackeren Buben, und er nickte zustimmend; Hubert nahm das Gewehr vom Fichtenzweig, lud es, und stellte sich bereit, während der Förster sein Opfer mit der Zange hielt. Nun sagte er: „Aber er soll bei lebendigem Leibe noch sein Sündenregister und seine Grabrede mit anhören." Und der erzürnte Förster begann:

„O du elender, niederträchtiger, listiger, heimtückischer Bursche voll Schelmenstreiche! Du Faulenzer, zu faul, dir einen eignen Bau zu machen! Wohin hast du den rechten Hausherrn getrieben? Du Betrüger, der mich um den Dachs geprellt hat! Du Hühnerdieb, der sich meinen eignen Braten anmaßt! Du Hasenräuber, der sich noch den Schein der Großmut gibt und sein Opfer aus der Falle befreit, um es zu verspeisen! Du Mörder junger Rehe! Stirb! — Du hättest zehnfachen Tod verdient!"

Da knallte der Schuß! Hubert hatte gut gezielt, und mit dem Verbrecher war es zu Ende. Man warf den frechen Burschen verächtlich zur Seite und alle lagerten sich ums Feuer. Hansl schmiegte sich an seinen Herrn, denn er hatte ein gutes Bewußtsein. Da zog der Forstwart aus seinem Ranzen ein Rauchwürstl, sein Mittagsmahl, er gab es aber dem Hunde und streichelte ihn.

Die Sonne und das Feuer beschienen lustige Jägergesichter, dazwischen

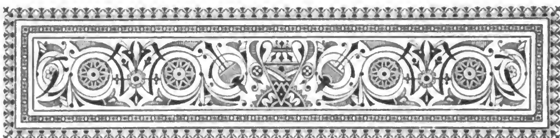
die beiden Knaben, welche auf manch fröhlichen Schwank horchten und zum „Jägerlatein“ schmunzelten, denn sie kannten das Vorrecht, etwas zu übertreiben. Endlich hatte die Gesellschaft ausgeruht, das Feuer wurde langsam gelöscht und mit einer Menge Erde bedeckt, auf welcher die Männer umherstampften; dann warfen sie ihre Gewehre auf die Schultern, Meister Gantner schob den Fuchs in den leeren Sack und alle schritten der Heimstätte zu.

Ehe sie aber den Wald verließen, um den Weg nach dem Forsthause zu betreten, schlugen sie zum Abschied vom Walde die schöne Jägermelodie an:

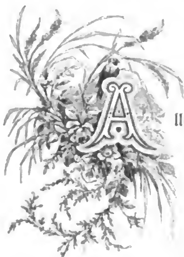
Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl, den Meister will ich loben,
Solang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl, lebe wohl!
  Lebe wohl, du schöner Wald.

Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl, lebe wohl!
  Lebe wohl, du schöner Wald.

Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten,
Bis das letzte Lied verhallt.
Schirm dich Gott, Schirm dich Gott!
  Schirm dich Gott, du deutscher Wald.



Pilze und Wildschweine.



„Alles hat ein Ende, selbst Bückeburg", welcher Ort sich in beträchtlicher Länge hinzieht; so gingen auch Huberts Ferientage zu Ende. Es mußte Abschied genommen werden, nicht nur vom lieben Elternhause, sondern auch vom lieben grünen Walde; aber der gemeinsame brüderliche Abschied war doch viel leichter zu ertragen als früher, wo Hubert allein fortziehen mußte.

„Einmal gehst du aber noch mit uns in den Wald, Vater!" baten die beiden Knaben, und der gute Papa, wie ihn die Mutter nannte, that ihnen sogleich den Willen. Er sagte: „Nun, so kommt! ich will euch zuguterletzt meine Waldeinsiedler, die Hutpilze, zeigen. Aber es sind nicht alle lobenswert und gut, einige sogar sind arge, giftige Bösewichte."

„Welches sind die Kennzeichen der giftigen Pilze?" fragte Robert unterwegs.

Der Vater erklärte: „Wenn du einen giftigen Schwamm entzwei brichst, tritt leicht ein Milchsaft hervor, die innere Fleischschicht verändert schnell ihre Farbe, sie haben einen scharfen Geschmack und ihre Hüte zeichnen sich größtenteils durch rote, violette und grünliche Farbe aus. Den purpurroten Fliegenschwamm mit seinen weißen Perlen kennt ihre alle. Das ist ein solch verrufener Gesell, wie es bisweilen Schulbuben gibt, mit denen keiner umgehen mag."

Nun gelangten sie an den Waldesrand, wo mehrere Pilze ihre Köpfe emporreckten. Der Vater brach einen ab und erklärte: „Das ist der

Bovist, anfänglich weiß, hernach, wie eben jetzt, schmutzigbraun. Man benutzt ihn zum Blutstillen; früher gebrauchte man ihn auch, bevor er stäubt, zum Feuerschwamm; sein Staub ist den Augen und der Lunge schädlich."

Hubert fragte noch, welche Schwämme unschädlich seien, und der Förster nannte die Champignons, Steinpilze, Morcheln, Spitzmorcheln, gelbe Keulenpilze und Trüffeln.

Nun drangen sie tiefer in den Wald. Da erblickten sie in beträchtlicher Höhe einen weißgelblichen Hut mit dunklen Tupfen, welchen der Vater Stachelpilz nannte.

„Kommt, dort zwischen der Fichtengruppe ist einer etwas zweifelhafter Natur, wenn auch nicht gerade giftig."

Er neigte sich zu einem braunen Hute, unterhalb mit gelben Löchern oder Röhren versehen, und nannte ihn den Löcherpilz, indem er beifügte: „Dieser Pilz wächst nur in Nadelwäldern und nur im Herbste. Jede Jahreszeit hat ihre eignen Schwämme. Den gelben Pfifferling oder Rehling, welcher massenhaft auf dem Gemüsemarkt der Stadt verkauft wird, kennt ihr, ebenso den dunkelbraunen Keulenschwamm, den die Mutter als Suppenwürze benutzt. Das sind Frühlings- und Sommerpilze."

Jetzt waren sie an der Hütte Meister Bäumlers, des Kohlenbrenners, angelangt, und Robert klopfte an der Fensterscheibe, wo Bärbel bei einer Handarbeit saß. Sie öffnete sogleich und alle ihre kleinen Geschwister liefen unter die Hausthür. Der Förster fragte leutselig: „Wie geht's, Frau Großmütterlein?"

Bärbel verstand den Scherz und blickte mit Mutterstolz auf ihre Schar, welche blühend und pausbackig sich aneinander drängte. „Gut geht's — es schmeckt allen das Essen, Herr Förster!" antwortete sie.

„Hast deine Stadtfreundin schon lang nicht mehr besucht, und wie geht's der?" fragte er weiter.

Nun strahlte Bärbels Gesicht und sie rief: „O, gut geht's dem gnädigen Fräulein. Sie hilft mir für meine Geschwister Winterstrümpfe stricken!"

„Bravo, brav!" klang es unter dem Schnurrbart hervor. Dann gaben die Förterssöhne noch Grüße an Stephel auf und gingen weiter.

Auch bei der Kräuterliese kehrten sie ein, denn der Förster trank ein Gläschen Enzian und schenkte der Verene dafür einen neuen Sechser, da die Alte nichts annehmen wollte.

Auf dem Heimweg riefen Hubert und Robert ein „Hallali!“ dem Walde zu. Um den Abschied zu erleichtern, versprach der Vater, noch des Abends vom Wildschwein, das im Winter an die Reihe komme, zu erzählen, und so eilten sie raschen Schrittes nach Hause.

Nach beendigtem Abendessen riefen deshalb einstimmig die Kinder: „Vater, erzählen!“

„Von was denn wieder?“ fragte die Mutter. Als sie vernahm, das Wildschwein werde abgehandelt, winkte sie ihrem Töchterlein und sagte: „Komm, wir schnüren inzwischen vollends die Ränzel, das sind mir zu garstige Tiere, von denen mag ich nichts wissen.“

„Aber desto mehr *essen*, he?“ spöttelte der Förster. Kaum hatte jedoch seine Frau das Zimmer verlassen, so brummte er zwischen dem Bart hervor: „Recht hat die Mutter, häßlich wie die Nacht sind die Bestien! Nichts, auch gar nichts Schönes ist am Wildschwein oder, wie es noch geheißen wird: Eber, Sau, Keuler. — In seinem Hundetrab läuft das schwarze, borstige Tier meist mit gesenktem Kopf durch den Schnee, ein mürrischer verdrießlicher Kauz. Das enggeschlitzte häßliche Auge schielt verstohlen nach seinem Feinde, ohne daß das Tier den Kopf wendet. Dann wieder zischt und grunzt es, hebt den Bürzel und stürmt durch den Tannenwald. Nachdem es eine Weile fortgestürmt, hält es inne und schnauft, scheinbar unbekümmert um den Jäger; es braucht aber nicht nach ihm zu sehen, es hört ihn, es riecht ihn und schnüffelt nach ihm. Wenn es auch gälte, sein Leben zu retten, nichts bewegt den Eber zur Umkehr, immer vorwärts, geradeaus geht sein Trab. — Ich rate jedem, solchem wütenden Keuler aus dem Wege zu gehen; er ist im stande, vorüberstürmend nur mit einem Ruck des Kopfes seinem Gegner mittels der Hauzähne (‚Gewehre‘) den Leib oder das Schienbein aufzuschlitzen. Die Hauzähne sind scharf zugespitzt, weil sich die Schneide durch Reiben mit dem oberen Hauzahne beständig schärft. Das ist eine gefährliche Waffe und das Tier gebraucht sie wie der Soldat das Schwert, mit furchtbarer Gewalt, welche

durch Fleisch und Muskel bis auf den Knochen dringt. In seiner Wut stößt der verwundete oder verfolgte Keuler den Zahn bisweilen in einen Baumstamm so tief und gewaltig, daß er sich selbst damit anspießt.

Die Hunde kennen und fürchten diese gefährliche Waffe so gut wie die Weidmänner. Deshalb hüten sie sich vor dem Kopfe des Ebers und packen ihn an der Keule oder am aufstehenden Gehör.

Der alte Keuler ist höchst sauertöpfisch und bleibt allein, während die Bache mit ihren Jungen gesellschaftlich lebt. Sein Geschäft ist, den ‚Grund brechen', d. h. aufwühlen, sich im struppigen Dickicht, wo er ganz allein nur Platz hat, zu verstecken, dann bei warmem Wetter sich im Morast zu wälzen. Geradezu ekelhaft sieht er aus, wenn er aus diesem Bade steigt, von Erde und Schlamm wie mit einer Kruste überzogen.

Die Bache, das Weibchen, ist gewöhnlich eine gute Mutter; ihre Frischlinge folgen ihr auf Schritt und Tritt, und sie nimmt sich sogar verwaister Frischlinge an, die sie bei nahender Gefahr mit demselben Mute und der gleichen Ausdauer schützt und verteidigt, wie ihre eignen Jungen.

Dagegen kommt es aber auch nicht selten vor, daß sie diese frißt, und das schlechte Beispiel wirkt ansteckend: andre Mütter machen es ihr nach und da hilft denn nichts, als solche Ungeheuer totzuschießen.

Die jungen Tiere sind in ihrem hellgestreiften Haarkleide, das sich aber schon nach einigen Monaten verändert, allerliebste Geschöpfe, welche durch ihr munteres, lebhaftes Wesen, im Gegensatz zu den plumpen und schwerfälligen Bewegungen der Alten, einen hübschen Anblick gewähren.

Die Wildschweine haben gleichfalls ihren gewohnten Wechsel. Nach Sonnenuntergang brechen sie aus ihrem Versteck hervor und traben aus dem Walde. Zur Nachtzeit durchwühlen sie dann Korn- und Kartoffelfelder; ihre liebste Äsung jedoch sind Eicheln. Davon wird das Fleisch schmackhaft, und so sind sie gerade zur Schußzeit sehr feist, denn sie fressen gierig, bis sie nicht mehr können, legen sich eine Weile nieder und beginnen aufs neue."

Der Förster hielt inne, ging zu seinem Schreibtisch und holte, wie früher schon, ein Bild und ein beschriebenes Blatt hervor. Nachdem die Knaben das Wildschweinbild besichtigt hatten, befahl der Förster, Hubert solle das Gedicht vorlesen. Sogleich begann dieser:

Der Eber.

Im tiefen Waldesschatten,
Wo's einem Menschen graust,
Fern von den grünen Matten
Der wilde Eber haust.
Verborgen und alleine
In steter Einsamkeit,
Ein Feind vom Sonnenscheine
Schläft er zur Tageszeit.

Es ist der wilde Eber
Ein mutiger Gesell!
Nicht fürchtet er den Jäger,
Hat seine Waff' zur Stell':
Die spitzen Hauen ragen
Gekrümmt und weit heraus,
Und will den Kampf man wagen,
So ist's ein blut'ger Strauß.

Wann still in nächt'ger Stunde
Erlosch der Sonne Licht,
Dann hält er seine Runde
Und durch den Wald er bricht.
Weh dir, du grüne Aue,
Du Kornfeld, wohlbestellt!
Des Keulers scharfe Haue
Schon jetzt die Ernte hält!

„Dem muß ein Ziel man setzen,
Trotz seinem scharfen Zahn!
Laßt uns den Burschen hetzen,
Es bricht der Winter an.
Wir lauern seinem Wege
Mit Vorsicht und Bedacht,
Und dringt er durchs Gehege
Der Schuß vom Rohre kracht!"

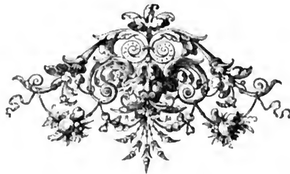


10*

Da rasen her die Hunde,
Der Keuler schäumt in Wut!
Schon rinnt aus seiner Wunde
Das dunkle, dicke Blut.
Jetzt schlägt er seine Hauen
Tief in des Hundes Bauch,
Und in den Kampf voll Grauen
Mischt sich der Jäger auch.

Mit zweitem Schuß entsendet
Der Jäger nun das Blei;
Zur Seite hingewendet
Macht er die Waffe frei
Und stößt den scharfen Fänger
Ins linke Schulterblatt;
Jetzt währt der Kampf nicht länger,
Gesiegt der Jäger hat.

„Hallo, ihr Jagdgenossen!
Teilt nun die Lust mit mir!
Der Keuler ist geschossen,
Verendet liegt er hier.
Er war ein kühner Ritter
Mit einem scharfen Schwert!
Und war der Kampf auch bitter —
Er ist des Sieges wert!"



Schluß.

„Ade, du lieber, grüner Wald!“ riefen die beiden Studenten, als sie von dem Elternhause Abschied genommen hatten und nun zur Eisenbahn wanderten. Noch einmal schauten sie zurück, und Hubert seufzte: „Wär' ich nur schon erwachsen und dein Forstgehilfe, Vater!“

Dieser entgegnete: „Oho! Wer wird sich die glückliche Jugend hinwegwünschen? — Der Winter ist übrigens, besonders im Gebirge, eine gar schwere Zeit für den Forstmann, und mancher hat für seine alten Tage sich ein starkes Gliederreißen bei Schnee, Kälte, Nässe und sonstigem Unwetter erobert. Für euch, Kinder, jedoch kommt im Winter der Wald in die warme Stube herein.“

Die beiden Knaben schauten wie fragend zum Vater empor und dieser antwortete den stummen Blicken:

„Nun, denkt ihr nicht an den Weihnachtsbaum? — Wie viel Tausende von jungen Fichten wandern zum heiligen Christfest in Städte, Marktflecken, Dörfer, in Paläste und stattliche Häuser, aber auch in armselige Hütten! Wenn man alle zusammenstellen könnte, würden sie einen ordentlichen Wald ausmachen.“

Fast schüchtern fragte Robert: „Bist du ungehalten darüber, Vater?“ Dieser lachte und rief:

„Ungehalten? warum nicht gar! Ich pflanze genug überzählige Fichten und denke oftmals, wenn ich an ihnen vorübergeh': ‚Ihr seid mir doch die liebsten Bäume! ihr gottgeweihten Freudenspender!‘ Dann denk' ich weit zurück an meine eigne Kindheit, an Eltern, Großeltern und Geschwister, wie wir alle um den Christbaum herum gejubelt haben, und dann denk' ich wieder voraus ans nächste Christfest, an den Weihnachtsbaum, an die Lichter und all' die guten Sachen in den Zweigen und all' die Geschenke darunter.“ Der Förster warf bei diesen Worten einen Seitenblick auf Robert und fügte noch bei: „Wer weiß, vielleicht bringt das Christkind eine Flinte, wenn du recht fleißig lernst.“

Ein Freudenrot fuhr über Roberts Gesicht, die Mutter aber konnte die Mahnung nicht unterdrücken: „Schon wieder versprechen, Papa!“

Dieser schmunzelte: „Nun, ist's denn so etwas Übles ums Versprechen? Der Robert hat uns ja gleichfalls versprochen, recht fleißig zu lernen. Dem Christkind aber wirst du doch nichts vorschreiben wollen, Mama? — Ich wünsche den Kindern, daß aus meinem Wald recht viele Bäume hineinwandern in vornehme und geringe Stuben, daß sie dort einen heiligen Glaubensstrahl und Freudenglanz verbreiten, daß alle Zweige voller Süßigkeiten hängen, daß darunter viele Gaben liegen, groß und klein aber im Chore das heilige Engelslied wiederholen möchten: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ — „Amen!“ sagte leise dazu die Mutter.

Zum Abschied im grünen Walde.

Leb' wohl, du trauter Wald zu tausendmal!
Des Herbstes Nebel drängen uns, zu scheiden;
Es fegt ein kalter Wind die Zweige kahl,
Und gelb sich ihre welken Blätter kleiden.
Doch immergrün winkt uns der Tannenbaum
Mit seinen Grüßen von des Waldes Saum,
Mir ist's, als könnt' das Rauschen ich verstehen,
Als kläng' es sanft: „Leb' wohl, auf Wiedersehen!“

Ja, flüsternd spricht der grüne Wald zu mir:
„Die Jugend kam herbei in dichten Scharen,
Ich grüßte sie mit bunter Blumenzier,
Und herrlich stand der Kranz in ihren Haaren.
Ich wob den Schatten über kühlem Moos,
Ich streute süße Beeren auf den Schos,
Und fröhlich hab' ich hundertfach geladen
Die zahmen Tierlein all zu Spielkam'raden.

„So lebt denn wohl! doch nur auf kurze Zeit!
Dann send' ich meine Kinder euch als Gäste.
Schon harren sie voll Lust und Seligkeit
Entgegen unserm lieben Weihnachtsfeste.
O, schmückt sie dann mit gold'nem Lichterschein,
Auf ihren Wipfeln thron' das Engelein,
Und ‚Gloria!' so rausch' es in den Zweigen
Und tön' es aus dem frohen Kinderreigen!"

So spricht der grüne Wald zu meinem Ohr,
Versüßend mir die letzte Scheidestunde.
Ich aber richte meinen Blick empor,
Und leise betend klingt's von meinem Munde:
„Du lieber, heil'ger Christ, o komm, o komm
Zu unsern Kindern! mach' sie gut und fromm!
Und sende jedem von des Waldes Saume
Ein Bäumlein, das ihm wird zum Lebensbaume."

